D'Artagnan's Liebesabenteuer.

Von

Albert Blanquet.

Nachtrag

zu den

„Drei Musketieren“

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Fünfter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1860.

Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wo gezeigt wird, daß es leicht war, in die Bastille, aber sehr schwer war, wieder herauszukommen.

Wir haben gesehen, daß sich d'Artagnan ganz geduldig in die Kutsche schieben ließ und nicht den mindesten Widerstand versuchte, als er erfuhr, daß man ihn in die Bastille bringen wollte. Er war nun ganz sicher vor den Nachstellungen Barada's und hatte auf dem Wege nach Paris gar keinen Aufenthalt zu fürchten. Seine Anwesenheit in der Hauptstadt schien ihm sehr nothwendig, obgleich er Vigé als Plänkler vorausgeschickt hatte und auf die Hingebung dieses Freundes zählte.

Wahrscheinlich würde er aber nicht so sorglos gewesen sein, wenn er auf dem Wege zu einem andern Staatsgefängniß gewesen wäre. Er wußte, daß er seinen alten Freund Besmaux als Gouverneur der Bastille finden würde und daß er ihm nur ein Wort zuzuflüstern brauchte, um sogleich auf freien Fuß gesetzt zu werden.

Es war vier Uhr, als die Kutsche vor dem Thor der düstern Zwingburg hielt. Die schwere Zugbrücke wurde mit großem Gerassel und Geknarr herabgelassen. D'Artagnan, der sich behaglich auf den Polstern streckte, erregte durch

seine Ruhe die Bewunderung des Gefreiten. Er konnte sich indeß eines Schauers nicht erwehren, als die Zugbrücke hinter der Kutsche wieder aufgezogen wurde. Es wurde ihm sogar eine kleine Weile dunkel vor den Augen und sein Herz klopfte etwas schneller; aber sein vielbewährter Muth gewann wieder die Oberhand.

Die Kutsche hielt in dem sogenannten Gouvernementshofe an, wo sich die Wohnung des Gouverneurs befand. Ein Offizier trat an den Wagen und erhielt von dem Gefreiten den Verhaftsbefehl.

»Aha! von Guienne,« sagte er, als er den Namen Candale's, als Gegenzeichnung der Unterschrift des ersten Ministers, las.

Unterdessen stieg d'Artagnan aus, schüttelte und reckte und säuberte sich von dem Reisestaube, mit welchem sein ohnedies sehr einfacher Anzug bedeckt war, denn er hatte bekanntlich ein Wams aus dem Kleiderschranke des Capitän Las Florides genommen.

»Führen Sie diesen Mann in den Freiheitsthurm, Nr. 14,« sagte der Offizier zu einem neben ihm stehenden Sergenten. »Hier ist der Befehl für den Schließer,« setzte er hinzu, indem er ein Blatt aus einem Taschenbuche riß und einige Worte darauf schrieb.

»Kommen Sie mit mir,« sagte der Sergent zu d'Artagnan, der stolz auf den Offizier zutrat.

»Was?« sagte der Chevalier, sich umsehend.

»Ich spreche mit Ihnen,« erwiederte der Sergent.

»Mit mir? — Dann sagen Sie gefälligst noch einmal, was Sie von mir wünschen.«

»Ich habe Sie aufgefordert, mir zu folgen.«

»Wohin denn, wènn ich fragen darf?«

»Zur Freiheit —«

»Sehr wohl, aber zuvor wünschte ich —«

»Wir haben nicht Zeit zu schwatzen; vorwärts!« sagte der Sergent mürrisch und ging auf eine zweite Zugbrücke zu.

»Entschuldigen Sie, mein Freund,« sagte d'Artagnan, »dieser Weg führt nicht aus der Bastille.«

Der Sergent sah den Offizier erstaunt an. Dieser war vermuthlich gewöhnt, die Gefangenen ihre Unschuld betheuern oder gegen ihre Verhaftung Einwendung machen zu hören; denn er lächelte und sagte zu d'Artagnan:

»Sie müssen dem Sergenten folgen, mein Freund; er hat Befehl Sie einzukerkern.«

»Mich einzukerkern! Er sprach aber von der Freiheit —«

»Diesen Namen führt ein Thurm der Festung.«

»Ein sonderbarer Name für ein Gefängniß!« sagte der Chevalier in scheinbar heiterer Laune, obschon ihm nicht ganz wohl ward. »Aber bevor Sie zu meiner Einkerkerung schreiten, würden Sie wohl die Güte haben, mich bei dem Herrn Gouverneur zu melden.«

»Er ist abwesend,« antwortete der Offizier, dem das Gerede langweilig wurde.

»Herr von Besmaux ist nicht in der Bastille?«

»Nein.«

»Darf ich fragen, wo er ist?«

»Das kann Ihnen gleichgiltig sein.«

»Es ist mir keineswegs gleichgiltig; es liegt mir sehr viel daran, es zu wissen.«

»Was haben Sie dem Herrn Gouverneur zu sagen?«

»Sie sind sehr neugierig,« erwiederte d'Artagnan, der den Offizier lächelnd ansah.

»Ich bin königlicher Lieutenant und vertrete die Stelle des Gouverneurs in seiner Abwesenheit.«

»Nun, dann will ich die Rückkehr des Herrn von Besmaux erwarten,« sagte d'Artagnan und machte Miene, in das Haus des Gouverneurs zu gehen.

»Sind Sie von Sinnen, Freund?« sagte der Offizier.

»Vor allem,« erwiederte d'Artagnan, »muß ich Ihnen bemerklich machen, daß Sie mich schon zweimal Ihren Freund genannt haben, ohne daß Sie zu einer solchen Vertraulichkeit berechtigt sind.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Offizier, dem die feinen, ungezwungenen Manieren des einfach gekleideten Mannes erst jetzt auffielen.

»Ferner bitte ich Sie sich überzeugt zu halten, daß ich durchaus nicht von Sinnen bin und daß ich wohl weiß was ich thue, wenn ich die Rückkehr des Herrn Gouverneurs erwarten will.«

»Wir haben nicht Zeit zu solchem Gerede,« erwiederte der Offizier; »Sie sind ein Staatsgefangener und ich lasse Sie einkerkern, davon gehe ich nicht ab. — Auf Nr. 14,« sagte er zu dem Sergenten.

»Sehr wohl, Herr Lieutenant,« sagte d'Artagnan; »ich will die Rückkehr des Herrn von Besmaux in dem so seltsam benannten Thurm erwarten; aber ich erkläre Ihnen, daß ich ihm sehr wichtige Dinge anzuvertrauen habe und daß Sie für jede Verzögerung verantwortlich sind.«

»Es ist gut. Er kommt diesen Abend nach Hause.«

»Ich verlasse mich darauf,« setzte d'Artagnan hinzu.

»Herr von Besmaux wird Ihnen danken und Glück wünschen, sobald Sie meinen Namen nennen.«

»Ihren Namen! wie heißen Sie denn?«

Wie! steht denn mein Name nicht im Verhaftsbefehl?«

»Nein,« antwortete der Offizier, der nocheinmal einen Blick auf die Schrift warf.

»So! —« sagte der Chevalier nachsinnend. — »Nun, sagen Sie ihm, ein in Guienne aus Irrthum verhafteter Edelmann lasse sich ihm empfehlen.«

Er verneigte sich mit echt ritterlicher Höflichkeit und wollte dem Sergenten folgen, als ihn der Offizier zurückrief.

»Entschuldigen Sie, mein Herr. Sie müssen sich, gleichviel ob Sie aus Irrthum verhaftet sind oder nicht, den Vorschriften des Hauses unterwerfen.«

»Gut, ich will thun, was die Hausordnung verlangt, wenn's auch nur der Merkwürdigkeit wegen wäre.«

»Vor Allem geben Sie mir, in Ermanglung des Degens, die Scheide zurück.«

»Sehr gern, mein lieber Herr, denn sie ist mir sehr lästig,« erwiederte d'Artagnan und übergab ihm seine Degenscheide, deren Klinge ihm während seines Schlafes von Duretête entwendet worden war.

»Haben Sie Geld bei sich?«

»Sehr wenig.«

»Händigen Sie es mir ein.«

»O! das ist hart.«

»Es ist Befehl. Uebrigens kann Ihnen für dieses Geld manche Bequemlichkeit verschafft werden, welche das Haus sonst nicht bietet.«

»Hier ist mein Geld; ich werde es diesen Abend, wenn ich Herrn von Besmaux gesprochen, zurücknehmen.«

»Haben Sie sonst nichts?«

»Nein.«

»Ich sehe einen Ring an Ihrem Finger.«

»Müssen Sie ihn auch haben? Da ist er. — Der Tausend, die Vorschriften sind streng.«

»Haben Sie sonst keine Pretiosen?«

»Nein.«

»Erlauben Sie, daß ich Sie durchsuche.«

»Sie sind sehr gewissenhaft,« sagte d'Artagnan, der sich von dem Offizier betasten und die Taschen durchsuchen ließ.

»Sie haben da noch etwas,« sagte der Offizier, auf die Brust seines Arrestanten greifend.

»Ja wohl; aber es ist ein werthloses Medaillon, ein Miniaturbild.«

»Geben Sie es her.«

»Muß es durchaus sein?« fragte der Chevalier, vor Zorn erblassend.

»Es ist Vorschrift.«

»Eine sehr grausame Vorschrift! Es wundert mich, daß sich noch Edelleute bereit finden lassen, sie zu vollziehen. Es ist indeß mein Wunsch, daß dieses Miniaturbild von Niemand gesehen werde. Sind Sie Edelmann?«

»Machen Sie ein Ende!« sagte der Offizier ungeduldig und erröthend, denn er war kein Edelmann.

»Sie wollen dieses Porträt haben, ich muß mich also fügen; denn ich sehe wohl, daß Sie es mir mit Gewalt entreißen würden.«

D'Artagnan griff in sein Wams, faßte das Medaillon und drückte mit dem Daumen auf das Glas, welches zerbrach und auf die Erde fiel. Dann rieb er mit seinem blutig

geritzten Finger das entblößte Bild, und als er dem Offizier das Medaillon übergab, war auf der kleinen Elfenbeinplatte nur noch ein röthlicher Fleck über einem halbverwischten weiblichen Porträt zu sehen.

»Mein Herr,« sagte der Offizier aufgebracht, »ich werde dem Gouverneur darüber Bericht erstatten.«

»O, das steht Ihnen frei, ich ersuche Sie sogar darum. — Jetzt haben Sie nichts mehr zu verlangen? Kommen Sie, Sergent!«

Der Sergent wandte sich links, und sie kamen bald an die zweite Zugbrücke, welche zu den Gefängnissen führte. Die schwere Maschine wurde mit demselben Gerassel herabgelassen, wie die erste. Hinter der Brücke that sich ein starkes Gitterthor auf, und als alle diese Werkzeuge der Zwingherrschaft wieder geschlossen waren, befand sich d'Artagnan mit seinem Führer in dem großen Hofe.

Der Sergent ging wieder links und klopfte an die Pforte des Freiheitsthurmes.

D'Artagnan war sehr traurig über den Verlust des Bildes seiner geliebten Anna Maria; er widmete daher den Formalitäten seiner Uebernahme gar keine Aufmerksamkeit. Als sein Geist wieder ganz frei war, befand er sich zwischen vier schwärzlichen Wänden in einem Kerker, der durch eine schmale, zehn Fuß vom Boden befindliche Oeffnung ein spärliches Licht empfing.

In einem Winkel stand eine Pritsche mit einem dünnen Strohsack und einer zerfetzten Decke. Ueber diesem elenden Lager war indeß ein Baldachin an der Wand befestigt, und von demselben hingen alte, beschmutzte, ausgefaserte brocatene Vorhänge herab, — ohne Zweifel ein Luxus eines verwöhnten oder von Rheumatismus geplagten Gefange-

nen, der sich gegen die durch die Luke eindringende kalte Luft hatte schützen wollen.

»Nun, es wird mit einigen langweiligen Stunden abgethan sein,« sagte d'Artagnan, indem er sich auf einen in die Mauer eingelassenen Stein setzte.

Auf der Reise hatte er viel geschlafen; er hatte sich vollkommen erholt und sein Geist blieb klar. Er warf einen Rückblick auf alle Phasen seines Lebens, wog seine Handlungen gegen seine Hoffnungen ab und fragte sich, welches Ergebniß für ihn der Plan des Cardinals, das Fräulein von Martinozzi mit dem Prinzen von Conti zu vermälen, haben werde. Er fing an sehr ernstlich zu fürchten, daß diese Gefangenschaft keineswegs, wie er vermuthet hatte, die Folge einer Schlauheit Duretête's, sondern die Strafe sei, welche der Cardinal ihm zuerkannt, weil er es gewagt, den Blick zu seiner Nichte zu erheben. Dieser Gedanke, der plötzlich mit so furchtbarer Gewalt auf seinem Gemüthe lastete, war ihm unerträglich. Der Chevalier sprang wüthend auf und rüttelte an der schweren, mit Eisen beschlagenen Thür.

Es war inzwischen Nacht geworden. Der Gouverneur mußte wieder in der Bastille sein. D'Artagnan, der sich durchaus hören lassen wollte, trat mit dem Fuße gegen die Thür, daß es in den Gängen weithin dröhnte. Es verging eine gute Viertelstunde, ohne daß Jemand erschien. Endlich ließ sich eine murrende Stimme hören und schwerfällige Fußtritte kamen näher.

»Aha! Nr. 14 macht diesen Lärm,« sagte der Schließer, der die schweren Riegel zurückzog und mit der Laterne in den Kerker trat. »Haben Sie gerufen? Was wollen Sie?«

»Mein Freund, ich wünsche zu wissen, ob der Herr

Gouverneur wieder zu Hause ist, und sogleich zu ihm geführt zu werden.«

»Sonst wollen Sie nichts wissen?«

»Für mich ist es von der größten Wichtigkeit. Ich bin nicht gewohnt, im Gefängniß zu übernachten und sehne mich nach der Freiheit.«

»Sie hätten mich in Ruhe lassen sollen,« murrte der Schließer, »wenn Sie nichts wissen als diesen Schnickschnack.«

»Was, bist Du Tölpel denn nicht hier, um mich zu bedienen?«

»Ich bin Kerkermeister und kein Bedienter,« antwortete der Mann mürrisch und ging auf die Thür zu.

D'Artagnan bemerkte nun, daß der Mann stark und in eigenthümlicher Weise hinkte. Er erinnerte sich plötzlich, diesen oder einen ähnlichen schleppenden Gang schon gesehen zu haben; aber er konnte das im Dunkeln gebliebene Gesicht nicht sehen, während er selbst von der Laterne beschienen wurde.

»Sie haben Recht,« erwiederte er, sich besänftigend, denn er hielt es nicht für gerathen, sich diesen Mann zum Feinde zu machen; »Sie sind Kerkermeister, mein Freund, ich sehe es ein; aber Ihre Dienstpflicht läßt sich doch gewiß mit einer kleinen Gefälligkeit vereinigen, die ich bei meiner sehr nahe bevorstehenden Freilassung reichlich belohnen werde.«

»Der Gouverneur ist nicht in der Bastille, das ist alles, was Sie wissen dürfen. Und damit gute Nacht.«

»Soll ich denn auf dieser Pritsche schlafen?«

»Ja wohl. Nach Sonnenuntergang wird Niemand losgelassen.«

»Was?« sagte d'Artagnan voll Erstaunen und Zorn.

»Man schläft hier recht gut, zumal wenn man Soldat gewesen ist wie Sie.«

»Kennst Du mich denn, Freund?«

»Sie sind der Chevalier d'Artagnan, Capitän in der Garde und der Benjamin des Herrn Cardinals.«

»Gut! wenn Du mich kennst, so ist es nicht nöthig, die Rückkehr des Herrn Gouverneurs abzuwarten: geh nur zu dem Herrn Lieutenant und sage ihm —«

»Ich thue nur was mein Dienst mit sich bringt.«

»Es ist ja nur eine Gefälligkeit, mein Freund. Der Lieutenant hat meine Börse in Händen, die etwa dreißig Louisdor enthält: ich schenke sie Dir.«

»Meine Besoldung genügt mir. Ich habe gar keine Gelegenheit Geld auszugeben, ich bleibe bis an mein Lebensende in der Bastille,« setzte der Kerkermeister mit düsterer Stimme hinzu.

»Ich bedaure Dich, armer Teufel.«

»Ja, bedauern Sie mich nur! es steht Ihnen gut an!«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich verdanke Ihnen, daß ich hier bin.«

»Mir? Wer bist Du denn?«

»Sehen Sie mich an,« erwiederte der Kerkermeister und hielt sich die Laterne vor's Gesicht, dessen natürliche Härte durch den Ausdruck des Hasses und des Ingrimms noch vermehrt wurde.

»Sans-Pair!« sagte d'Artagnan erschrocken.

»Ja, Sans-Pair, der Sie festhält und nicht wieder loslassen wird!« sagte der Kerkermeister, der sich schnell entfernte und die Thür heftig zuschlug.

»Elender!« rief der Chevalier, auf die Thür zustürzend,

»Du sollst Deine verdiente Strafe erhalten! Laß mich nur mit Besmaux sprechen.«

Diese Drohung blieb unbeantwortet und man hörte den schleppenden Gang Sans-Pair's auf der Wendeltreppe.

D'Artagnan befand sich nun wieder in noch größerer Dunkelheit, denn durch die Mauerspalte sah man nur einen mit düsteren Gewitterwolken bedeckten Himmel. Er tappte in seinem Kerker umher, um den als Sitz dienenden Stein zu suchen, aber er berührte die Pritsche und warf sich auf das elende Lager.

»O! es ist unmöglich!« sagte er zu sich, »dieser Mensch hat nicht die Gewalt, mir zu schaden. Besmaux wird seinen neuen Gefangenen sehen wollen. — Aber das geschieht vielleicht nicht — ich entsinne mich, es haben mir Gefangene nach ihrer Freilassung erzählt: Hier ist man kein Edelmann, kein menschliches Wesen mehr, man ist nur eine Zahl. Ich bin Nr. 14! — und Besmaux selbst wird mich nicht anders bezeichnen!«

D'Artagnan dachte zähneknirschend, daß er abhängig sei von dem Raufbold, mit dem er einst einen so erbitterten Kampf bestanden und der infolge des Attentates zu Bouillon in die Bastille gekommen war. Er schloß die ganze Nacht kein Auge und als der Tag anbrach, dachte er mit Schrecken an den Hunger, den er wahrscheinlich bis Mittag werde leiden müssen.

Er erinnerte sich indeß, von Besmaux gehört zu haben, daß für jeden Gefangenen, je nach dessen Stande, eine gewisse Summe festgesetzt war. Wenn der Tisch eines Prinzen täglich fünfzig Livres kostete, so konnte die Abfütterung eines Edelmannes wohl nicht unter zehn Livres bestritten werden.

Ueber diesen wichtigen Punkt war er also ziemlich beruhigt; aber die letzten Worte Sans-Pair's fielen ihm wieder ein.

»Ich werde Sie nicht loslassen!« hatte der Unhold gesagt.

Die Sache ward bedenklich. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich der Gouverneur das Register der neuen Gefangenen und den betreffenden Verhaftsbefehl vorlegen lassen. Da in diesem Verhaftsbefehl kein Name stand, würde er demselben gewiß nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt haben; und wenn der Lieutenant auch wirklich über sein Gespräch mit dem neuen Arrestanten berichtet hatte, so war doch kaum zu erwarten, daß Besmaux Notiz davon nehmen würde, denn alle Personen, welche in die Bastille gebracht wurden, pflegten ihre Unschuld zu betheuern und ihre Verhaftung einem Irrthum zuzuschreiben.

Der arme Chevalier erkannte daher mit Schrecken seine Ohnmacht und die Verlassenheit, in welche er sich durch das Zusammentreffen unglücklicher Umstände versetzt sah. Er bereute aufrichtig, daß er nicht früher das Stillschweigen gebrochen und mit zu viel Vorsicht gehandelt hatte, — denn im Grunde konnte ihm das Preisgeben eines von dem Cardinal so dringend empfohlenen Geheimnisses keine so große Gefahr bereiten, wie eine Gefangenschaft, deren Ende gar nicht zu bestimmen war.

Da mit Klugheit und List nichts auszurichten war, so blieb nur die Gewalt zu versuchen. Er konnte sich hinter die Thür des Kerkers stellen, die Ankunft des Wärters abwarten, die Thür an sich ziehen, den Mann in den Kerker schieben, die Thür verschließen und davonlaufen. Dieser Plan wäre ziemlich leicht auszuführen gewesen; aber der Gefangene, der auf diese Weise aus seinem Kerker entkom-

men wäre, hätte auf den unbekannten Gängen und Treppen Soldaten und andere Aufseher gefunden; er hätte über den Hof und an der Hauptwache vorübergehen, einen Pförtner betriegen, eine Zugbrücke niederlassen und ein Gitterthor öffnen müssen. Ueberdies wäre Besmaux vielleicht noch nicht wieder zu Hause gewesen.«

»Es wäre eine Thorheit,« sagte d'Artagnan zu sich. »Ich muß warten. Der Zufall — oder vielmehr die Vorsehung, welche mich aus den Gewölben des Château-Trompette befreit hat, wird mich nicht verlassen.«

Aber dieser tröstende Gedanke führte ihn in die Vergangenheit zurück, und er fragte sich, ob Vigé wohl glücklich nach Paris gekommen sei und die Dame seines Herzens gesprochen habe.

Um die Mittagsstunde, als ihm Sans-Pair seine aus Suppe, Rindfleisch, einem Kruge Wein bestehende kärgliche Mahlzeit brachte, wollte er diesen Menschen befragen. Er sah ihn forschend an, als ob er ein gefährliches Thier vor sich gehabt hätte, das er angreifen wollte. Der Gefangenwärter hatte ebenfalls seine Vorkehrungen gegen einen Angriff getroffen: er war mit einem langen Messer und zwei Pistolen bewaffnet.

»Nun, ist der Gouverneur wieder da?« fragte d'Artagnan ganz zutraulich.

»Nein,« antwortete Sans-Pair, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

»Sind Sie blos Schließer oder Obergefangenwärter?«

Sans-Pair gab durch eine stumme Geberde zu erkennen, daß es ihm ganz gleichgiltig sein könne. Der Chevalier fragte nicht mehr.

Als die Thür wieder geschlossen war, stand er auf und lauschte. Er hörte nur außer dem schleppenden Gange des Kerkermeisters, den ihm sein Unstern zugeführt hatte, die Fußtritte mehrer anderen Personen. Dieser Umstand gab seinen Gedanken eine neue Richtung; er entwarf einen Plan, den er bei dem nächsten Besuche des Schließers in Ausführung zu bringen beschloß.

Abends um sieben Uhr brachte Sans-Pair das aus einem Stück Braten bestehende Nachtessen.

»Sie bringen keinen Wein,« fragte d'Artagnan mit scheinbarem Unwillen.

»Die Mittagsration ist für den ganzen Tag,« antwortete der Schließer.

»Mit dieser Kost kann ich nicht zufrieden sein, ich werde mich bei dem Gouverneur beklagen.«

»Das steht Ihnen frei.«

»So lassen Sie ihn kommen.«

»Glauben Sie denn,« erwiederte Sans-Pair, »daß man Se. Excellenz so belästigen dürfe?«

»Se. Excellenz ist mein Freund und wird sich sogleich zu mir bemühen.«

Der Gefangenwärter zuckte die Achseln und ging fort.

D'Artagnan eilte, wie Mittags, an die Thür und horchte; aber dieses Mal hörte er nur die hinkenden Fußtritte Sans-Pair's, der sich ganz ruhig entfernte.

»Ich bin offenbar allein in diesem Theile des Thurmes,« sagte er, »oder ich bekomme das Essen zuletzt.«

Er hatte Hunger, er aß. Der Braten war nicht sehr saftig; der Chevalier dachte unwillkürlich an die leckeren Speisen, mit denen ihn die liebenswürdige Frau Pluchet so oft gefüttert hatte.

Als er dieser mehr materiellen als poetischen Erinnerung eben einen Stoßseufzer gewidmet hatte, fuhr er plötzlich auf.

»Ich bin gerettet!« sagte er frohlockend; »Pluchet liefert ja die Speisen für die Gefangenen!«

Er wartete nun geduldig bis zum andern Mittage; aber er war fest entschlossen, künftig seinen Namen nicht mehr zu verschweigen, und ihn nöthigenfalls laut auszurufen.

Um zwölf Uhr wurde die Suppe mit dem gesottenen Rindfleisch auf den Stein gestellt, der ihm zugleich als Tisch und als Stuhl diente. Sans-Pair war wie gestern wohlbewaffnet und ließ seinen Arrestanten nicht aus dem Augen.

»Schon wieder Rindfleisch!« rief d'Artagnan aufgebracht, — »und eben so schlecht wie gestern! Es ist unausstehlich, Se. Majestät wird betrogen, denn die Speisen sind keine fünfzehn Sous werth. Kann man denn nicht besser bedient werden?«

»Das ist nicht wahrscheinlich,« antwortete Sans-Pair.

»Kann ich einstweilen nicht bei dem Koch Beschwerden führen?«

»Nein,« antwortete der Kerkermeister und öffnete die Thür.

Der Chevalier machte eine Bewegung gegen ihn; aber Sans-Pair ergriff ein Pistol und ging rücklings hinaus. D'Artagnan nahm den Teller und warf ihn gegen die Thür.

»Was bedeutet der Lärm?« fragte eine gebieterische Stimme.

D'Artagnan verstand nicht, was sein Feind antwortete; aber er nahm sich vor, es Abends wieder so zu machen,

denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Mann, der draußen gesprochen, in die Zelle kommen.

Abends wurde die Thür nur ein wenig geöffnet und ein Stück Brot auf den Boden gelegt.

»Wenn Sie vernünftiger sind, erhalten Sie besseres Essen,« sagte die Stimme Sans-Pair's durch die Thür.

Diese kindische Maßregel rührte den Chevalier nicht, aber sie überzeugte ihn, daß er ganz in der Gewalt dieses Menschen war und daß der Kampf gegen einen so erfinderischen Haß fruchtlos bleiben würde. Sein Muth sank noch nicht völlig; aber als er am andern Morgen nach einer von düsteren Träumen angefüllten Nacht erwachte, war er sehr trübe gestimmt.

»Was sie wohl macht?« fragte er sich. »Ob Vigé mit ihr gesprochen hat? Ob sie sich dem Willen des Cardinals widersetzen wird? Was mag sich zugetragen haben, seitdem ich Bordeaux verließ? Ich sitze nun schon drei Tage hier — es ist zum Rasendwerden! — Ja, es ist heute der vierte Tag —«

D'Artagnan zählte an den Fingern, und um sich nicht zu irren, machte er mit einem Nagel, den er gefunden, vier Striche an die Wand. Die Zeitrechnung des Gefangenen begann mit dem 16. Juni 1653, denn an diesem Tage war er in die Bastille gekommen.

»Bassompierre ist zwölf Jahre hier gewesen!« sagte er und wischte den Schweiß ab, der ihm bei dem Gedanken, daß ihm ein ähnliches Loos beschieden sein könne, von der Stirne rann. — »Ob der Cardinal mich wirklich beseitigen wollte? Nein, er hat einige Zuneigung zu mir, und Vigé allein könnte mich verrathen. Auf ihn kann ich mich verlassen.«

Während er auf seinem Strohsacke lag, kam Sans-Pair mit demselben Luxus von Vorsichtsmaßregeln.

»Aha, der Herr Chevalier stellt sich jetzt krank,« sagte er höhnisch.

D'Artagnan antwortete nicht und wandte sich mit dem Gesicht gegen die Wand. Die morsche Pritsche knarrte und gab einen ächzenden Laut von sich, den der Kerkermeister für leises Stöhnen hielt.

»O, es ist hier kein Krankenhaus,« setzte er hinzu und hinkte zur Thüre hinaus.

»Dummkopf!« sagte der Chevalier, als Sans-Pair fort war.

Er richtete sich auf, um zu den Speisen zu greifen; aber er besann sich.

»Im Grunde wäre die Idee nicht übel. Ich will mich krank stellen — ich rühre nichts an.«

Abends fand Sans-Pair die Speisen unberührt und trat, ein schußfertiges Pistol in der Hand haltend, auf das Lager seines Gefangenen zu.

»Er stellt sich wirklich krank,« höhnte er. »Eine schlechte Taktik!«

Die beiden folgenden Tage fand Sans-Pair zu seinem Erstaunen die überbrachte Nahrung immer unberührt. Anfangs bewunderte er die Charakterstärke dieses Mannes, dessen Kraft und Gewandtheit er schon kennen gelernt hatte; dann fing er an zu bezweifeln, daß ein Mensch sich freiwillig zum Hungertode verurtheilen werde. Er dachte nun, sein Gefangener könne doch wohl wirklich krank sein. Georges, genannt Sans-Pair, besaß keine übergroße Empfind-

samkeit, aber er fürchtete, er könne bestraft werden, wenn er seinen Arrestanten nicht zeitig genug krank meldete.

Aber die Rache bekam in seiner ruchlosen Seele die Oberhand; er schwieg.

Sein Geist war indeß nicht recht klar genug, um einen anscheinend sehr einfachen Plan zu entwerfen; denn am siebenten Tage der Haft d'Artagnan's und am vierten seiner gezwungenen Enthaltung machte Sans-Pair einen Fehler.

Nachdem er die Speisen für den Gefangenen auf den Stein gestellt hatte, trug er die gestrigen aus Versehen fort.

D'Artagnan hatte seinen Kräften zu viel zugetraut, er war erschöpft; aber es war ihm gelungen sich wirklich krank zu machen; ein hitziges Fieber fesselte ihn an das Lager, auf welches er sich freiwillig niedergelegt hatte. Er fand indeß noch Kraft genug, sich bis an die Thür zu schleppen und die Worte zu belauschen, welche sein Henker mit den ihn Mittags immer begleitenden Personen vielleicht wechseln würde.

»Warum hat der Gefangene gestern Mittags und Abends nichts gegessen?« fragte einer der draußen gebliebenen Männer, der vermuthlich die fortgetragenen Speisen bemerkte.

»Ich weiß nicht,« stammelte der Lahme.

»Ist er krank?«

»Nein,« antwortete Sans-Pair.

»Ich will ihn sehen; schließen Sie auf.«

D'Artagnan, der nun seinen Wunsch erfüllt sah, hatte eben nur Zeit sich wieder auf seine Pritsche zu legen. Kaum hatte er sich niedergelegt, so wurde er ohnmächtig. Er sah noch undeutlich wie sich die Thür aufthat und ein Mann

mit Sans-Pair erschien. Dann verlor er völlig die Besinnung.

»Der Gefangne ist ja todtkrank!« sagte der Aufseher des Freiheitsthurmes.

»Ich weiß nicht was ihm fehlt,« sagte Sans-Pair verlegen; »er ächzt schon seit einigen Tagen.«

»Und Du hast mir's nicht gemeldet!« sagte der Inspector verdrießlich.

»Ich glaubte, es habe nichts zu bedeuten — und ich dachte auch nicht daran,« antwortete Sans-Pair gleichgiltig.

»Ich werde den Arzt holen,« sagte der Aufseher fortgehend.

Drei Stunden nachher kam der Arzt, von Sans-Pair begleitet, in den Kerker. Aber der unglückliche »Nummer vierzehn« lag noch immer regungslos im heftigen Fieber auf seinem Strohsack und hatte einen Knebel zwischen den Zähnen.

Der Arzt, welcher vermuthlich an ähnliche aus Staatsraison angewandte Maßregeln gewöhnt war, untersuchte den Kranken aufmerksam.

»Dieser Mann ist dem Tode nahe,« sagte der Doctor, »es muß ihm eine Ader geöffnet werden.«

Diese Worte gaben dem Chevalier einige Kraft wieder, er sah ein, daß ein Aderlaß ihn tödten würde, und er machte eine so entschieden verneinende Bewegung, daß der Arzt ihn erstaunt ansah.

»Können Sie mir sagen, wie Ihre Krankheit angefangen hat?« fragte er.

D'Artagnan zeigte auf seine Brust und gab durch die Verzerrung seines Gesichts zu erkennen, daß er schreckliche Schmerzen hatte; dann hielt er die fünf Finger der

rechten Hand zusammen und führte sie zweimal zum Munde.

»Sie sind vergiftet worden,« sagte der Arzt, der diese Pantomime falsch verstand.

D'Artagnan schüttelte den Kopf und wiederholte die Handbewegung zum Munde. Endlich verstand der Doctor, daß der Kranke Hunger hatte.

Der ruchlose Sans-Pair hatte ihm durch die Anwendung des Knebels bewiesen, wessen der Unhold fähig war.

»Sobald ich wieder Leben und Kraft habe,« dachte der Unglückliche, den Beistand des Arztes anrufend, »werde ich Sans-Pair umbringen, oder unter seinen Händen mein Leben aushauchen!«

»Er hat verhungern wollen,« sagte Sans-Pair.

»Ja,« sagte der Blick des Gefangenen.

»Und Sie verzichten jetzt auf Ihren Entschluß?« fragte der Arzt.

»Ja,« wiederholte d'Artagnan, und gab zu verstehen, daß er sogleich essen wollte.

»O, nur vorsichtig!« erwiederte der Arzt; »zu schnelle Befriedigung des Hungers würde Sie tödten.«

Eine Viertelstunde nachher befreite Sans-Pair den Gefangenen von seinem Knebel und reichte ihm Fleischbrühe. Abends kam er mit einer gleichen Stärkung wieder.

Als d'Artagnan am andern Morgen bei Tagesanbruch erwachte, hörte er neben seinem Lager ein Kratzen wie von einem scharfen Werkzeuge auf einem Steine.

Er dachte, es sei eine Ratte und klopfte mit den Fingern an die Wand.

Das Geräusch hörte auf.

Aber nach einer halben Stunde fing dasselbe Kratzen wieder an.

D'Artagnan richtete sich auf und lauschte. Er klopfte nicht wieder an die Wand.

»Es ist ein Gefangener, der an seiner Befreiung arbeitet,« dachte er. »Der Unglückliche irrt sich — er wird in einen andern Kerker kommen.«

Er lauschte mit großer Freude auf das Geräusch, und als es längst aufgehört hatte, glaubte er es noch zu hören.

»Mein Gott, gib mir meine Kraft wieder — ich will ihm helfen! Und wenn wir nicht fliehen können, werden wir wenigstens Zwei sein!«

II.

Wo Nummer 12 sich Glück wünscht, einige lateinische Studien gemacht zu haben.

D'Artagnan hatte zu sehr auf seine Kräfte gezählt Er war durch den Hunger, durch den Mangel an Bewegung und an freier Luft sehr schwach geworden, so daß acht Tage vergingen, ehe er aufstehen konnte.

Jede Nacht hörte er bis gegen zwei Uhr dasselbe Geräusch, das ihm schon aufgefallen war. Es war kein Zweifel mehr, der Zufall schickte ihm einen Leidensgefährten; und um ihn nach und nach an den Gedanken einer Vereinigung zu gewöhnen, beantwortete er das Geräusch oft durch leises Klopfen.

Bis zu dem Tage, wo er an der Arbeit theilnehmen zu können glaubte, suchte er sich mit einigen Werkzeugen zu

versehen. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, einen der drei großen Haken, welche den Baldachin seines Lagers festhielten, aus der Mauer zu brechen und einen der irdenen Teller, auf denen ihm die Speisen gebracht wurden, auf die Seite zu thun.

Mit unaussprechlichen Gefühlen fing er eines Morgens seine Arbeit an der Stelle an, wo er seinen Nachbar kratzen hörte. Glücklicherweise war diese Stelle hinter den Vorhängen. Er hatte anfangs gefürchtet, der Gefangene werde, trotz seiner vorherigen Aufforderungen, seine Arbeit einstellen; aber zu seiner großen Freude schien der Nachbar zu noch größerer Thätigkeit angeeifert zu werden, sobald d'Artagnan mit dem Eisen in der Mauer zu arbeiten begann. Diese Arbeit ging natürlich nur langsam von statten, und nach einer Stunde hatte d'Artagnan erst höchstens zwei Zoll um einen anderthalb Fuß großen Quaderstein den Mörtel weggeräumt. Dieses Resultat, wie gering es auch war, machte ihm wieder einigen Muth, und er legte mit verdoppeltem Eifer wieder Hand an's Werk.

Gegen die Mittagszeit zog er den Vorhang vor und warf sich auf sein Lager, wo ihn Sans-Pair schlummernd fand. Es versteht sich, daß der Gefangenwärter nun wieder seine früheren Vorsichtsmaßregeln nahm.

»Du hast Unrecht, so mißtrauisch zu sein,« sagte d'Artagnan zu ihm; »ich zürne Dir nicht mehr. Du hast mich besiegt, und wenn mir dein Anblick auch nicht sehr angenehm ist, so bin ich doch lieber in deiner Gesellschaft, als allein.«

»Ich sehe schon,« erwiederte Sans-Pair, »Sie wollen mich jetzt überlisten.«

»Du denkst immer nur Böses, Freund und ich glaube

wirklich, daß es zu deinem Besten ist, zeitlebens in der Bastille zu bleiben.«

»Ich hätte mich lieber hängen lassen,« antwortete Sans-Pair mit Ingrimm.

»O, das kann dein Ernst nicht sein! Du denkst anders, als Du sprichst.«

»Halb ist es wahr; ich habe noch eine Hoffnung.«

»Zu entkommen oder begnadigt zu werden?«

»Nein, mich zu rächen.«

»Dich zu rächen — an wem? — Deine Rache ist ja schon befriedigt; denn ich bin aus Irrthum hier, und Du wirst mir zur Aufklärung dieses Irrthums nicht behilflich sein.«

»Es gibt einen Mann,« erwiederte der Kerkermeister, indem er den Hahn seines Pistols spannte, »wenn ich ihn wiederfinde — und wäre es an der Seite des Königs oder des Cardinals — so schieße ich ihn nieder oder stoße ihm mein Messer in die Brust.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Seinen Namen weiß ich nicht,« sagte der Meuchler mit verzweifelter Drohung.

»Ich wette, daß es derselbe ist, der am Cours-la-Reine den Befehl führte.«

»Ja, und der den Dolchstoß zu Bouillon bezahlte.«

»Er versteht keinen Spaß, ich weiß es aus Erfahrung,« sagte d'Artagnan.

»Sie kennen ihn?« fragte Sans-Pair begierig.

»Nur von Ansehen,« antwortete der Chevalier, der von nun an diese Stimmung seines Hüters zu benützen beschloß.

Als Sans-Pair fort war, bemerkte d'Artagnan, daß seine Kleider bestaubt waren, und er wußte nicht, wie er sich

der Steine und des Schuttes, die aus der Mauer kommen mußten, entledigen sollte.

Durch die Luke kam kein nahes Geräusch; er schloß daraus, daß sie sich vielleicht über einem der mit schlammigem Wasser angefüllten Gräben befand, welche den umliegenden Stadttheilen so lästig waren; aber er wartete die Nacht ab, um sich davon zu überzeugen.

Als die Nacht angebrochen und keine Störung mehr zu fürchten war, zog er seine Kleider aus, um sie nicht zu beschmutzen, und begann wieder an dem Durchbrechen der Mauer zu arbeiten. Er wunderte sich, daß sein Nachbar nicht ebenfalls thätig war. So kratzte und scharrte er im Mondschein die ganze Nacht.

Am andern Morgen — denn im Juli bricht der Tag früh an — machte er den achtzehnten Strich an die Wand und fing seine Bohrarbeit wieder an. Gleich darauf hörte er mit Vergnügen, daß sein Nachbar wieder Hand ans Werk legte.

Es war offenbar ein fauler Mensch, der lieber die Nacht schlief.

Mittags brachte Sans-Pair das Essen, ohne ein Wort zu sprechen. Sein Gesicht war düsterer als je, und d'Artagnan glaubte darin einen furchtbaren Kampf zwischen seinen verschiedenen Rachegelüsten zu sehen.

Vier Tage verstrichen, ohne die gegenseitige Lage der beiden Gefangenen zu verändern. D'Artagnan hatte indeß einen Stein völlig losgemacht.

Dieser Stein hatte die Form eines ziemlich regelmäßigen Würfels von anderthalb Fuß Durchmesser, und war daher sehr schwer zu handhaben. D'Artagnan spaltete ihn indeß mittelst eines hölzernen Keiles, den er in einen Riß

des Steines trieb und durch wiederholtes Benetzen ausdehnte. Ein ganzer Tag wurde zu dieser Arbeit verwendet, und in der folgenden Nacht benutzte der Chevalier einen heftigen Platzregen, um die Stücke aus der Luke in den Graben hinunter zu werfen. Es war zu hoffen, daß die Schildwachen in der stürmischen Nacht das Herabfallen der Steine nicht hören würden.

D'Artagnan arbeitete nun rüstig an der Erweiterung der Maueröffnung. Er bediente sich eines losgebrochenen Steines als Hammer, und die Mauern der Zwingburg waren so dick, daß das Geräusch fast ganz gedämpft wurde.

Neun Tage der schwersten Arbeit verstrichen noch. Aber seine Fortschritte hatten vermuthlich den Nachbar angeeifert, denn ihre Hammerschläge kamen mit jedem Tage näher, und die beiden Gefangenen konnten einander sogar schon einige ermuthigende Worte zurufen.

Endlich fiel der letzte Stein in ein etwas unter seiner Höhlung gearbeitetes Loch. Er kroch in die abwärtsgehende Oeffnung und schob den losgemachten Stein vor sich her. Als der Stein in die benachbarte Zelle fiel, brach der Tag an.

D'Artagnan sah einen Mann, der auf einer an der andern Wand stehenden Pritsche lag, plötzlich erwachen und aufspringen.

»Louis Vigé!« rief er erstaunt, denn er erkannte sogleich den jungen Bordelesen.

»Wer sind Sie?« fragte der Poet zurückweichend.

»Ihr Kerkernachbar.«

»Sie!« erwiederte Vigé und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

»Ja, lieber Freund,« antwortete d'Artagnan, indem er ihn an sein Herz drückte und an's Licht zog.

»D'Artagnan!« rief der junge Mann, der seinen Augen noch nicht traute.

»Sie sind also auch hier?«

»Und wie kommen Sie hierher?«

»Vor Allem, lieber Freund, erzählen Sie mir von ihr.«

Vigé erzählte seine Ankunft in Paris, die Hilfe, welche ihm Champagne geleistet, seine Unterredung mit der wunderholden Blondine, das plötzliche Erscheinen des Cardinals und seine Einkerkerung.

»Armer Freund,« sagte d'Artagnan, den Poeten auf die Stirn küssend, »alles dieses müssen Sie für mich leiden!«

»Ich habe Sie ja wieder gefunden, nun ist Alles vergessen! Sie wissen, wie wenig mir am Leben liegt, Sie fesseln mich noch etwas an dasselbe.«

»Aber Sie wollten doch fliehen?«

»Um noch mehr für Sie zu thun.«

»Sie edler Mensch! wie liebe ich Sie!«

»Aber wir werden nicht so leicht entkommen.«

»Der Cardinal weiß Alles —« sagte d'Artagnan mit tiefem Schmerz.

»Außer Ihrem Namen.«

»Vielleicht —« erwiederte der Chevalier. »Ich bin ja hier und werde in einer Weise behandelt —«

»Sagen Sie doch, wie sind Sie hierher gekommen?«

D'Artagnan erzählte nun ebenfalls seine gezwungene Abreise von der Armee Candale's, in Folge der Arglist Duretête's; die unglückliche Abwesenheit des Gouverneurs am Tage seiner Ankunft in der Bastille und die Verfolgungen Sans-Pair's.

»Der Gouverneur ist wirklich abwesend,« sagte Vigé, »und gestern war er noch nicht wieder da.«

»Seit einem Monate! Das ist nicht wahrscheinlich. Man macht Ihnen ebenfalls ein Geheimniß aus seiner Abwesenheit.«

»Ich will Ihnen sagen was vorgegangen ist, denn ich weiß Alles. Ich gehe täglich zwei Stunden mit den übrigen Gefangenen auf der Terrasse des Thurmes spaziren, und wir sprechen sogar mit den Offizieren der Besatzung. Herr von Besmaux ist ein leidenschaftlicher Jagdfreund und begleitete den König nach Saint-Germain auf eine Hetzjagd. Sein Pferd stürzte und er hat den Arm gebrochen. Dieser Unfall hinderte ihn nach Paris zurückzukehren. Das Unangenehmste dabei ist, daß der in der Eile herbeigerufene Wundarzt den Verband so ungeschickt anlegte, daß der Wundarzt des Königs am folgenden Tage den Verband abnehmen und einen neuen anlegen mußte.

»Welch ein unglücklicher Zufall!« sagte d'Artagnan.

»Beruhigen Sie sich, Chevalier, ich bin da und der schändliche Kerkermeister soll Sie nicht länger in strenger Haft halten. Ich, Numero zwölf, verspreche es Ihnen; denn ich bin, wie Sie, für alle diese Unholde nur eine Ziffer!«

Der arme Chevalier wurde durch die Gesprächigkeit des Poeten wieder erheitert, und so verging eine gute Stunde im traulichen Geplauder.

»Aber ich begreife nicht,« sagte d'Artagnan, »wie Sie in einem Monate ein solches Loch in die dicke Mauer arbeiten konnten. Konnte ich doch in vierzehn Tagen kaum drei Fuß eindringen.«

»Das ist eine ganze Geschichte,« erwiederte der Poet. »In den ersten Tagen meiner Gefangenschaft lag ich auf meinem Strohsack und suchte mich durch das Lesen der schönen Sprüche und Gebete, mit denen Sie die Wände bedeckt sehen,

zu zerstreuen. Einige derselben empfehlen Geduld, andere Verzeihung der Beleidigung; diese drücken Lebensverachtung aus, jene weisen auf ein anderes Leben hin. Einige rufen den bösen Geist an und wünschen den Tod herbei.«

»Alle diese schönen Sprüche sind lateinisch, wie ich sehe,« sagte d'Artagnan, an den Wänden umherblickend, welche in Manneshöhe mit Inschriften bedeckt waren.

»Ich habe Alles mit wahrer Sprachforschergeduld entziffert. Endlich fand ich ein wahres Vergnügen daran, auf mein Wort.«

»Armer Junge!«

»Ach, lieber d'Artagnan, wie segne ich jetzt meine Eltern, die mich trotz ihrer Armuth studieren ließen! Und wie danke ich dem Himmel, daß er mir einigen Geschmack für die lateinische Literatur gegeben! — Hören Sie nur. Unter allen diesen trotz ihren Abkürzungen im Lapidarstyl mir von ziemlich leicht entzifferten Inschriften fand sich einen Satz, den ich nicht verstehen konnte. Er besteht gleichwohl nur aus wenigen Worten. Sehen Sie, da ist er.«

Vigé zeigte eine ziemlich große Steinplatte, welche zwei Schritte von der Oeffnung an die Wand gelehnt war und auf welcher folgende Inschrift stand:

†

AVE . MARIA.
HIC . FOR . IN . VINC . COEP.
LIB . EXI . MOR . INTER.
MACTE.

†

»Ich will gar nicht versuchen, die Inschrift zu lesen,« sagte d'Artagnan.

»Ich habe zwei Tage darüber gegrübelt,« erwiederte Vigé. »Endlich rief ich in einer Nacht, wie Archimedes, mein triumphirendes Eureka! — Die Worte Ave Maria sind blos in der Absicht hingesetzt, um der Inschrift das Aussehen eines Gebetes zu geben und jede vorwitzige Neugierde abzulenken; aber das übrige ist folgendermaßen zu lesen.

»Hic (est) foramen in vincula coeptum: libertate, exilio (aut) morte interruptum. Macte!«

»Erklären Sie mir das, mein lieber Sprachforscher.«

»Hier ist ein im Kerker angefangenes Loch: es ward unterbrochen durch die Freilassung, die Verbannung oder den Tod des Gefangenen. Glück auf!«

»Ich verstehe,« sagte d'Artagnan; »der arme Teufel wollte einem seiner Nachfolger die Arbeit zugute kommen lassen.«

»Ganz recht! Es ist kein classisches Latein, aber ich hatte Muth. Ich rüttelte an dem Steine und er gab nach. Ich fand hinter demselben einige sehr sinnreich verfertigte Werkzeuge, dann eine sehr tiefe Oeffnung — und ich kroch hinein. Aber als ich meine Arbeit begann, ahnte ich nicht, daß Sie mir von der andern Seite entgegenkamen.«

So plauderten sie den ganzen Morgen. Dann stand d'Artagnan schnell auf.

»Ich muß hinüber,« sagte er. »Es ist bald die Eßstunde, und mein Peiniger wird kommen.«

»Er soll es so lange nicht mehr sein, das verspreche ich Ihnen,« erwiederte Vigé. »Wenn Sie nicht bald freigelassen werden, so erwürgen wir ihn gemeinschaftlich.«

»Auf Wiedersehen!« sagte d'Artagnan und kroch in das Loch, auf welches Vigé sorgfältig die Steinplatte setzte.

III.

Anfang der Untersuchung.

Vigé hatte sich unter den Spazirgängern auf der Terrasse Freunde gemacht; namentlich der Cardinal Retz, der ihn schon bei Barada gesehen, hatte ihn lieb gewonnen. Er erzählte ihm sogleich die strenge Haft, in welcher ein untergeordneter Gefangenwärter einen Edelmann hielt. Der Coadjutor war höchst erzürnt, und obgleich ihm der Poet nicht verhehlt hatte, daß es sich um den Chevalier d'Artagnan, den Günstling Mazarin's und folglich von seinem politischen Gegner, handle, eilte er sogleich zu dem dienstthuenden Offizier, der ebenfalls auf der Terrasse spazirte.

»Ist der Herr Gouverneur noch nicht wieder zurück?« fragte er.

»Noch nicht, Monseigneur,« antwortete der Offizier; »aber wir erwarten ihn noch heute.«

»Dann haben Sie die Güte mich zu seinem Stellvertreter zu begleiten oder ihn zu mir zu bitten. Ich habe ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen.«

»Fürwahr,« sagte der Offizier salutirend, »Ew. Eminenz scheinen eine Fee unter Ihrem Befehl zu haben; denn da ist der Herr Gouverneur selbst.«

Besmaux, der erst vor einer Stunde wieder in die Bastille gekommen war und den Arm noch in der Schlinge trug,

fing eben die Besichtigung der verschiedenen Theile des Staatsgefängnisses an. Er begrüßte den Coadjutor mit der größten Ehrerbietung und fragte ihn um die Ursache seiner Aufregung.

»Herr Gouverneur,« antwortete Gondi, »in den Kerkern des Freiheitsthurmes sitzt ein Ihnen befreundeter Edelmann, wenn ich nicht irre Ihr Landsmann, und ein Gefangenwärter hält ihn aus persönlicher Rache in strenger Haft.«

»Das ist unmöglich, Monseigneur,« erwiederte der Gouverneur. »Der Inspector des Freiheitsthurmes ist ein braver Mann, der sehr streng auf Ordnung hält, aber solcher Bosheit nicht fähig ist.«

»Ich versichere, Herr Gouverneur, daß es so ist.«

»Wissen Ew. Eminenz den Namen des Edelmannes?«

»Es ist der Chevalier d'Artagnan,« antwortete Gondi.

»D'Artagnan — in der Bastille! Das ist unmöglich! Es muß ein Irrthum sein.«

Der Coadjutor sah sich um und richtete von Weitem eine stumme Frage an Vigé, der einen Finger an den Mund hielt.

»Im Freiheitsthurme Nr. 14, Herr Gouverneur, überzeugen Sie sich selbst!« setzte der Cardinal hinzu.

»Ich will sogleich hingehen,« sagte Besmaux. »Aber ich muß Ihnen anzeigen, Monseigneur, daß ich in Bezug auf Sie Befehle erhalten habe: Sie werden die Bastille verlassen.«

»Frei!« sagte der Coadjutor sehr erstaunt.

»Leider nein, Monseigneur; es wird Ihnen nur ein anderes Staatsgefängniß angewiesen. — Belieben Sie Ihre Vorkehrungen zu treffen; ich begebe mich sogleich zu d'Ar-

tagnan,« sagte der Gouverneur und verließ eilends die Terrasse, denn er erinnerte sich, daß Mazarin schon am Tage jener Jagd, die ihn so lange von seinem Posten entfernt halten sollte, über das Schicksal seines Freundes sehr besorgt gewesen war.

»Es ist schon ein Monat verflossen,« sagte er zu sich, »der Cardinal muß ihn für todt halten.«

Inzwischen nahm der Coadjutor von allen Gefangenen Abschied und reichte dem jungen Poeten die Hand zum Kuß. —

»Lieber Vigé,« sagte er zu ihm, »ich verspreche Ihnen an den Cardinal zu schreiben, und wenn man Sie nicht losläßt, so wird es meine Schuld nicht sein.«

»Monseigneur,« antwortete Vigé, »ich bitte Sie, schreiben Sie dem Herrn Cardinal nichts von mir; es ist das beste Mittel, mir nützlich zu sein.«

Ehe sich Besmaux in den Kerker d'Artagnan's begab, glaubte er ihn im Gefangenenregister Nr. 14 des Freiheitsthurmes aufsuchen zu müssen.

Als er eben sein Wohnhaus betrat, in dessen Erdgeschoß sich die Schreibstuben befanden, wurde die äußere Zugbrücke mit dem gewohnten Gerassel von Ketten und Gegengewichten niedergelassen. Er blieb in der Hausthür stehen, um zu sehen, was für ein neuer Kostgänger ihm gebracht würde; aber seine Erwartung wurde getäuscht, denn der Criminallieutenant Tardieu stieg aus der Kutsche.

Ihm folgte ein Mann, an dessen Gesicht der Gouverneur gewöhnt war; er sah ihn jedoch immer mit einem gewissen Schauer an.

»Ich komme in Geschäften, Herr Gouverneur,« sagte der Criminallieutenant, nachdem er seinem Begleiter einen

Wink gegeben hatte, in die Hauptwache zu treten. — »Es ist ein Gefangener zu verhören, den der Herzog von Candale vor beinahe sechs Wochen hierher geschickt hat.«

»Wir wollen im Register nachsehen,« sagte Besmaux und ging mit Herrn Tardieu in sein Cabinet.

Besmaux schlug das Hauptbuch auf und ging die seitdem verflossenen Tage zurück, bis auf den 16. Juni.

»Ich sehe da,« sagte er, »einen von dem Herzoge von Candale geschickten Gefangenen, der unter dem Namen Duretête eingeschrieben ist.«

»Der ist's,« sagte der Criminallieutenant.

»O weh!« sagte Besmaux; »er sitzt im Freiheitsthurme, Nr. 14.«

Der Gouverneur wußte nicht, wie er den Inhalt des Registers und des Verhaftsbefehles mit der Aussage des Coadjutors vereinigen sollte; andererseits kannte er die Ränke und geheimen Umtriebe Mazarin's, so daß er sich nicht getraute, den Schleier des Geheimnisses, welches er ahnte, auf eigene Verantwortung zu lüften.

Er behielt sich daher vor, das Abenteuer persönlich aufzuklären, und ließ den Criminallieutenant und einen Actuar in den Kerker führen.

Sans-Pair war sehr verblüfft, als Herr Tardieu erschien, und zumal als der Inspector des Freiheitsthurmes die Absicht aussprach, den Beamten selbst auf Nr. 14 zu führen. Aber er hatte seinem Vorgesetzten so oft gesagt, dieser Gefangene sei bösartig und tobsüchtig, daß er noch hoffte, er werde sich aus dieser Verlegenheit ziehen, die er sich durch seine Rachgier bereitet hatte.

Der Aufseher öffnete die Thür des Kerkers und fand

d'Artagnan in tiefen Gedanken auf dem Strohsacke sitzend. Er stellte einen Schämel mitten in die Zelle, und während der Actuar einen Platz suchte, wo das Licht am hellsten war, setzte sich der Criminallieutenant auf den Schämel und schickte den Aufseher wieder fort.

D'Artagnan sah diesen Vorkehrungen mit großem Erstaunen zu; im Grunde aber freute er sich, daß die Sache eine gesetzliche Wendung nahm. Er begrüßte daher den Beamten, den er sogleich erkannte, mit der größten Höflichkeit, und trat, ohne ein Wort zu sagen, in das durch die Luke fallende Licht.

»Der Chevalier d'Artagnan!« rief der Criminallieutenant höchst erstaunt.

»Ja wohl, ich bin's.«

»Sie! — der Schließer muß sich in der Nummer des Kerkers geirrt haben.«

»Nein, das glaube ich nicht,« erwiederte d'Artagnan, »denn ich bin in Folge eines höchst sonderbaren Irrthums hierher gekommen.«

»Das wäre in der That sonderbar, Herr Chevalier. Erklären Sie sich.«

»Sie sind vielleicht gekommen, um einen gewissen Duretête zu verhören?«

»Ja wohl — oder vielmehr einen Spion des Prinzen von Condé.«

»Und ich bin in Folge einer jener Handstreiche, welche in den Guerillakriegen so häufig sind, statt jenes Mannes hierher gesandt worden, den ich selbst im Einverständnisse mit dem Herzoge von Candale an den Herrn Cardinal abschicken wollte.«

»Ist es möglich!«

»Ja, auf mein Ehrenwort!«

Der Criminallieutenant besann sich einen Augenblick.

»Herr Chevalier,« erwiederte er dann, »ich will Ihren Worten glauben; aber ich habe Pflichten zu erfüllen, deren Deutung mir nicht zusteht. Ich muß das Verhör vornehmen.«

»Aber ich kann mich nicht als Gefangenen betrachten, Herr Criminallieutenant,« entgegnete d'Artagnan. »Obschon ich Ihr Wohlwollen mit Dank anerkenne, kann ich auf keine der mir vorzulegenden Fragen antworten.«

»Aber ich muß —«

»Ich bin nur Sr. Eminenz Rede und Antwort schuldig.«

»Herr Chevalier, ich muß thun, was meines Amtes ist, und ich würde den Weisungen Sr. Eminenz selbst zuwiderhandeln, wenn ich mich entfernen wollte, ohne Sie verhört zu haben.«

»Ich versichere Ihnen, Herr Criminallieutenant, daß ich Ihre Güte zu schätzen weiß, aber ich werde Ihnen nicht antworten.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Chevalier,« sagte Herr Tardieu, dessen buschige Brauen sich zusammenzogen.

»Ich glaube doch nicht, daß Sie die Weisung oder Absicht haben, unangenehme Maßregeln gegen mich zu ergreifen?«

»Herr Chevalier, die Justiz hat Verpflichtungen und Formen, denen sich der Beamte unterwerfen muß. Ich werde zu Protokoll nehmen, daß Sie mir nicht antworten wollen;

aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich für diesen Fall ausdrücklichen Befehl hatte Sie zu zwingen —«

»Herr Criminallieutenant, Sie stehen in dem Rufe eines strengen Beamten, aber ich halte Sie für einen Ehrenmann. Sie haben den Auftrag, einen Gefangenen Namens Duretête, oder statt seiner einen Spion des Prinzen von Condé zu verhören. Sie wissen aber, daß ich nicht Duretête heiße, sondern einen Namen führe, der unter dem alten Adel Frankreichs einen guten Klang hat und dessen ich mich mit vollem Rechte rühmen kann. Ueberdies bin ich einer der treuesten Diener Sr. Majestät, und folglich des Herrn Cardinals. Es ist daher nicht erlaubt zu vermuthen, daß ich mit einem Spion des Prinzen von Condé, der in offener Empörung gegen seinen König ist, etwas gemein hätte.«

»Sie haben vollkommen Recht, Herr Chevalier,« erwiederte der Beamte aufstehend. »Ich will mein Verhör — und das Weitere aufschieben.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für diesen Entschluß; aber ich muß Ihnen nochmals erklären, daß ich kein Verhör annehme und daß das Weitere mir nicht die mindeste Antwort entlocken wird.«

»Es ist gut.«

»Entschuldigen Sie, Herr Tardieu; aber ich möchte Ihnen rathen sich sofort zu dem Herrn Cardinal zu begeben und ihm den Fall vorzutragen.«

»Ich gehe sogleich zu ihm, Chevalier, und hoffe Ihnen einen Entlassungsbefehl senden zu können. Denn je mehr ich darüber nachdenke,« setzte der Criminallieutenant lächelnd hinzu, »desto klarer wird es mir, daß Sie das Opfer eines Irrthums sind.«

Tardieu ging auf die Thür zu; aber d'Artagnan hielt ihn zurück.

»Ich habe noch eine schwere Klage vorzubringen,« sagte er.

»Reden Sie.«

»Vor Allem haben Sie die Güte, den Aufseher oder Schließer hereinzurufen.«

Tardieu rief. Sogleich that sich die Thür auf und der Aufseher trat ein.

D'Artagnan erzählte nun ausführlich, wie hart und gesetzwidrig man ihn behandelt. Der Aufseher war höchst entrüstet darüber und versprach den Schuldigen streng zu bestrafen.

»Darüber wird der Herr Gouverneur urtheilen, denn ich werde ihn sogleich davon in Kentniß setzen.«

Tardieu und der Aufseher begaben sich in die Schreibstube hinunter; aber Sans-Pair war verschwunden.

Der Criminallieutenant stieg wieder in den Wagen, ohne dem Gouverneur etwas zu sagen; denn er meinte, daß der Cardinal zuerst Kenntniß von der Sache haben müsse.

Er wollte eben seinem Kutscher befehlen vorzufahren, als der Mann, der in seiner Begleitung in die Bastille gekommen war, an den Wagen trat.

»Bleiben Sie hier,« sagte der Beamte zu ihm; »Ihre Arbeit wird nur aufgeschoben. Auf jeden Fall verlassen Sie die Festung nicht ohne meinen Befehl.«

Der Mann gehorchte und ging wieder in die Hauptwache.

Eine Stunde nachher erschien der Criminallieutenant in dem Cabinet des ersten Ministers.

Der Cardinal vermuthete wohl, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sei. Er entließ daher die vor ihm kniende, weinende Frau von Venelle.

»Monseigneur, ich schwöre Ihnen, daß es mir noch nicht gelungen ist etwas zu entdecken,« sagte die Duenna aufstehend.

»Genug, Madame, entfernen Sie sich und schätzen Sie sich glücklich, wenn ich Sie nicht in ein Staatsgefängniß schicke.«

»Ach, Monseigneur, wenn ich den Namen des Cavaliers wüßte, so würde ich es für meine Schuldigkeit halten. —«

»Ich werde den Namen schon erfahren. Ich muß ihn wissen! — Und sie muß nachgeben, oder ich zertrümmere sie wie Glas. — Gehen Sie!«

In diesem Augenblicke kam Tardieu.

»Nun, Herr Criminallieutenant,« sagte der Cardinal, der durch seine Unterredung mit der Hofmeisterin seiner Nichten verstimmt worden war, »werden wir den Gefangenen hängen oder rädern lassen?«

»Monseigneur, ich weiß noch nicht, welche von beiden Strafen er verdient, denn er wollte nicht antworten.«

»Da haben Sie also Zwangsmittel angewandt?«

»Nein, Monseigneur, denn der Chevalier d'Artagnan versichert, daß er unschuldig sei.«

»Wie! — der Chevalier d'Artagnan?«

»Und eben deshalb behauptet er, daß ein Verhör überflüssig sei.«

»Was sagen Sie da? Ich bin sehr erstaunt, den Chevalier d'Artagnan so zur rechten Zeit wieder zum Vorschein kommen zu sehen. Was in aller Welt hat er in dieser Sache zu thun? Ich werde ihm das Urtheil über die Schuld eines Angeklagten nicht überlassen; Sie hingegen sind dazu berufen und befähigt. — Der Gefangene hat also jede Antwort verweigert?«

»Monseigneur, der Chevalier d'Artagnan —«

»Schon wieder d'Artagnan! Haben Sie ihn denn gesprochen?«

»Ja, so eben.«

»Dann sind Sie glücklicher als ich; denn ich habe ihn schon lange vergebens suchen lassen.«

»Das freut mich unendlich, Monseigneur; es bestärkt mich in der Meinung, daß er nicht schuldig ist.«

»D'Artagnan — schuldig? Ei, ich bedarf Ihrer Versicherung nicht, um über diesen Punkt ganz ruhig zu sein. Davon ist keine Rede; es ist zu ermitteln, ob der Gefangene ein Spion des Prinzen von Condé ist.«

»Monseigneur, glauben Sie, daß der Gefangene schuldig sein könne, ohne daß der Chevalier d'Artagnan es sei?«

»Sie sprechen in Räthseln, lieber Herr Tardieu, ich verstehe Sie nicht. Sagen Sie doch klar und deutlich, was d'Artagnan mit diesem Gefangenen gemein hat.«

»Monseigneur, wir werden uns schwer verständigen, wenn Sie mir nicht einen ausführlichen Bericht erlauben. Haben Ew. Eminenz die Güte sich zu gedulden und mir einfach mit Ja oder Nein zu antworten.«

»Lassen Sie hören.«

»Haben mir Ew. Eminenz nicht den schriftlichen Befehl ertheilt, mich in die Bastille zu begeben, um daselbst einen von Bordeaux gesandten Gefangenen zu verhören?«

»Ja.«

»Dann geruhen Ew. Eminenz mir zu sagen, wie dieser Gefangene schuldig, der Herr Chevalier d'Artagnan aber schuldlos sein kann, da Beide eine und dieselbe Person sind?«

»Der Chevalier d'Artagnan ist in der Bastille?«

»Ja, Monseigneur, und in strengster Haft.«

»Das ist sonderbar,« sagte Mazarin nachsinnend zu sich. »Es ist gewiß nicht ohne Grund geschehen. Sollte sich d'Artagnan durch den Prinzen haben gewinnen lassen? Ei! er wäre nicht der Einzige. — Herr Criminallieutenant, Sie müssen sich wieder in die Bastille begeben und um jeden Preis thun, was Ihres Amtes ist. Ein solches Benehmen ist ja unerhört! — Es würde mich sehr freuen, lieber Herr Tardieu, wenn er sich rechtfertigen könnte, ich bin ihm sehr gewogen; aber wenn er schuldig ist, so nehme ich keine Rücksichten, denn sein Verbrechen würde dann durch den schwärzesten Undank erschwert.«

»Monseigneur, Sie haben mir nicht gesagt, was ich zu thun habe, wenn er nicht antworten will.«

»Dann machen Sie ihm den Prozeß, wie einem Stummen.«

»Und — die Person, welche ich mitgenommen? —«

»Schicken Sie zurück.«

Der Criminallieutenant wollte sich beurlauben, aber der Cardinal, der einen von Madame Venelle überbrachten

Brief seiner Nichten vom Tische nahm, besann sich und rief ihn zurück.

»Herr Tardieu,« sagte er, »es ist in der Bastille ein anderer Gefangener, der ebenfalls verhört werden muß.«

»Ueber welche Angelegenheit, Monseigneur?«

»Ich will es Ihnen sagen,« erwiederte Mazarin aufstehend. »Aber da ich mich jetzt zu der Königin begeben muß, so kommen Sie mit mir, ich will Ihnen unterwegs Ihre Weisungen geben.«

Der Minister nahm Tardieu's Arm und ging mit ihm fort. Er sprach so leise, daß die Edelleute in den Vorgemächern kein Wort verstehen konnten.

Unten auf der Treppe begegnete ihnen ein Mann, der heraufkam.

Es war Barada.

Der Cardinal ließ ihn näher treten.

»Haben Sie Dom Martial in Bordeaux gekannt?« fragte er.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Parlamentsrath erblassend.

»Es ist gut.«

Alle Drei sprachen nun wieder leise zusammen.

IV.

Wo gezeigt wird, daß die Unschuld nicht einmal einen Verdacht auf sich nehmen darf.

Als d'Artagnan nach dem Besuche des Criminallieutenants wieder allein war, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Herr Tardieu doch nicht so schlimm sei, wie man ihn schilderte. »Aber häßlich ist er doch,« setzte er hinzu, »ein häßliches Gesicht ist selten mit einer schönen Seele vereinigt.«

Während er so in Gedanken vertieft saß, bewegte sich der Vorhang und Vigé's lachendes Gesicht kam zum Vorschein.

»Ich habe Alles gehört,« sagte der Poet. »Bravo! es geht gut für Sie. Der Gouverneur hatte durch mich schon erfahren, wie die Sachen stehen.«

»Edler Freund! — Sie haben also mit Herrn von Besmaux gesprochen?«

»Nein, ich habe ihn durch einen Andern aufmerksam machen lassen.«

»Und er ist nicht sogleich zu mir gekommen?« sagte d'Artagnan traurig. »Ein alter Freund!«

»O, der Gouverneur hat kein offenes Gesicht,« entgegnete Vigé.

»Das ist wahr,« gestand d'Artagnan. »Aber ich rathe Ihnen, lieber Louis, sich schnell wieder in Ihren Kerker

zurück zu begeben, denn wir werden gewiß bald die Fortsetzung des ersten Besuches haben. Uebrigens verspreche ich Ihnen die Sache so zu wenden, daß Sie zugleich mit mir entlassen werden müssen. Es wäre aber höchst fatal, wenn man Sie nicht in Ihrer Zelle fände, falls man es für nothwendig hielte uns einander gegenüber zu stellen.«

»Sie haben Recht, ich mache mich aus dem Staube. Guten Abend. — Wenn Sie aber früher als ich entlassen werden, so vergessen Sie nicht, Ihr Loch gut zu verstopfen, damit ich wenigstens den Trost habe, mit Ihrem Nachfolger zu sprechen.«

»Ich verspreche Ihnen, Louis, daß Sie nicht lange hier bleiben werden.«

»O! das ist sehr ungewiß,« erwiederte der Poet; »doch wer weiß, Ihre Luke ist über einem Graben, und man könnte vielleicht —«

»Geschwind in Ihre Zelle! Ich höre Geräusch.«

Vigé schlüpfte wie eine Schlange in den Tunn el und verschwand.

D'Artagnan hatte sich nicht geirrt. Die Kerkerthür that sich auf und Besmaux erschien.

»Endlich sehe ich doch ein befreundetes Gesicht!« rief d'Artagnan und eilte mit offenen Armen auf den Eintretenden zu.

Aber er wich schnell zurück, als er sah, wie kalt der Gouverneur seine herzliche Begrüßung erwiederte.

»Lieber d'Artagnan,« sagte Besmaux, ihm doch die Hand reichend, »ich komme soeben von der Reise und erfahre, daß Sie sich unter den Gefangenen befinden, welche mir die Gunst Sr. Majestät anvertraut hat. Ich versichere,

daß ich nicht nur äußerst erstaunt war, sondern es auch von Herzen bedauerte. Herr Tardieu hat mir seine Unterredung mit Ihnen erzählt, ich weiß, welche seltsame Verwickelung von Umständen Sie hierher gebracht hat.«

»Sie sind wenigstens vernünftig, Besmaux, und ich zweifle nicht, daß Sie mich sogleich in Freiheit setzen werden. Sie werden auch nicht ermangeln, den Unhold, der mich länger als einen Monat hier eingesperrt gehalten, exemplarisch zu bestrafen.«

»Sie sollen zufrieden sein. Er ist freilich seit diesem Morgen verschwunden; aber aus der Bastille kann Niemand entwischen, der Hunger wird ihn schon aus seinem Versteck treiben.«

»Und meine Freiheit?«

»Die geht Herrn Tardieu an; er ist jetzt bei dem Cardinal.«

»Die Zeit vergeht, und ich glaube durch meine treuen Dienste wohl verdient zu haben, daß Se. Eminenz durch einen Courier den Befehl zu meiner Freilassung gebe.«

»Dieser Befehl ist jeden Augenblick zu erwarten, d'Artagnan. Herr Tardieu mußte sich doch erst in den Palast Mazarini begeben, und es ist möglich, daß der Cardinal gerade heute in Vincennes oder Reuil sei.«

»Besmaux, können Sie mich denn nicht auf Ihre Verantwortung entlassen?«

»Was fällt Ihnen ein, lieber Freund! Ich sollte dem Inhalt eines Verhaftbefehls zuwiderhandeln?«

»Aber der verwünschte Verhaftbefehl ging mich ja gar nicht an.«

»D'Artagnan, wir leben in einer Zeit, wo sich die Verhältnisse oft mit wunderbarer Schnelligkeit ändern.«

»Was wollen Sie damit sagen?« erwiederte d'Artagnan auffahrend. »Glauben Sie etwa, ich hätte die Treue, die ich dem Könige geschworen, im mindesten verletzt?«

»Gott behüte, aber —«

»Aber — Besmaux, Sie kennen mich, und ich glaube, Sie könnten mich nöthigenfalls und ohne sich zu compromittiren, in Freiheit setzen. Sie würden dadurch den Wünschen des Cardinals zuvorkommen.«

»Was verlangen Sie da von mir?«

»Ich habe wichtige Gründe, so in Sie zu dringen. Ich weiß nicht was vorgeht, aber ich habe eine Ahnung, daß sich ein geheimer, unheilvoller Einfluß eben jetzt zwischen den Cardinal und mich stellte, daß seine Ueberzeugung wankend gemacht wird. Ich halte Herrn Tardieu für einen Ehrenmann, aber er weicht nicht von seiner Dienstpflicht ab, und ich glaube nicht, daß er zu meinen Gunsten sprechen wird. Besmaux, Sie kennen den Cardinal, Sie kennen mich, und Sie werden einsehen, daß eine kurze Unterredung mit Sr. Eminenz ein glückliches Resultat für mich haben wird.«

»Sie können ja ganz ruhig sein, d'Artagnan, wenn Ihr Gewissen rein ist.«

»Ja, mein Gewissen ist rein; aber der Schein kann gegen mich sein, ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen kann mich ins Verderben stürzen. — Besmaux, zeigen Sie keine zwecklose Härte gegen einen alten Cameraden, einen Jugendfreund —«

»Das thue ich nicht, d'Artagnan; aber ich habe Feinde und Viele beneiden mich um meinen Posten. Ein kleines Versehen, eine mißverstandene, zumal übel gedeutete Nachsicht kann mich ins Verderben stürzen.«

»Ja, das ist etwas Anderes, wenn Ihr Interesse so sehr dabei im Spiele ist —«

»Nicht mein Interesse —«

»Nicht? — Sie müssen gewiß stolz auf diesen Posten sein; Sie haben sich, wie ich erfahren, wirklich ausgezeichnet. Dieses Lustschloß ist jetzt vortrefflich eingerichtet, die Ordnung ist ausgezeichnet, die Kosten sind genau berechnet, und Ihr Vermögen wird in kurzer Zeit sehr bedeutend sein.«

»Zürnen Sie mir deshalb nicht, d'Artagnan; Sie wissen ja, daß ich immer mit großer Vorsicht gehandelt habe.«

»Ja wohl, Besmaux, und ich zolle Ihnen meine aufrichtige Bewunderung. Es wäre wirklich Schade, ein so reines Dasein wie das Ihre zu trüben. Was liegt an meiner Freiheit, was liegt an meinem Leben, wo es sich von so wichtigen Interessen handelt.«

»Sie sind grausam, d'Artagnan!«

»Nein, ich nehme Sie so wie Sie sind. Ich kenne Sie ja nicht seit gestern. — Nun, Sie sind einmal im Zuge, Theuerster; der Appetit kommt, wenn man dem Munde etwas bietet; ich glaube daher, daß Ihr Reichthum Sie bald in Stand setzen werde, Ihren Wonnetraum zu verwirklichen.«

»Was meinen Sie?« fragte Besmaux mit einiger Verlegenheit.

»Sie wollen durchaus ein Montlezun werden.«

»Ei, gehöre ich denn diesem erlauchten Hause nicht an?« erwiederte der Gouverneur, sich aufblähend.

»Wer bezweifelt denn das?« sagte d'Artagnan; »aber man erzählt gar seltsame Geschichten — unter anderen ein recht hübsches Histörchen, welches unter dem Adel von Guienne noch das Tagesgespräch bildet, denn es ist ganz nagelneu.«

»Entschuldigen Sie, lieber d'Artagnan, die Zeit drängt mich, und —«

»O, hören Sie doch! Sie müssen mir Ihre Meinung über diese Angelegenheit sagen, denn ich hoffe nach meiner Freilassung die Gesellschaften im Louvre damit zu erheitern.«

»Was kümmert's mich!«

»Ich weiß, daß es Sie nicht angeht; aber die Sache hat sich im Louvre zugetragen; Sie wissen, daß ich dort war, und ich möchte Ihr Urtheil hören. — Nehmen Sie daher gefälligst auf diesem steinernen Schämel Platz — es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen keinen gepolsterten Lehnstuhl anbieten kann.«

»Man kann Ihnen wirklich nichts verweigern,« sagte Besmaux, indem er sich in sichtlicher Verstimmung setzte.

»Die Geschichte wird Ihnen gewiß gefallen. Es lebt in — Bordeaux ein gewisser Krautjunker, der denselben Namen führt wie ein hochberühmtes Haus in Béarn und mit diesem durchaus verwandt sein will. Der Junker kann seine Abstammung freilich nur von Adam und Eva, oder vielmehr von Noah herleiten; er weiß aber aus langer Erfahrung, daß mit Geld Alles zu erreichen ist, und so hat er dem Oberhaupt der Familie den Antrag gemacht, ihn gegen eine gewisse Abfindungssumme öffentlich als seinen Verwandten

anzuerkennen und auf seinen Stammbaum zu pfropfen. Der Bearner Edelmann ist nemlich, trotz seines altberühmten Stammes, sehr arm und mußte derselbe, wie der Krautjunker meinte, sehr gefügig sein; aber —«

»Wo wollen Sie hinaus, d'Artagnan?« unterbrach ihn Besmaux, der im Halbdunkel des Kerkers erröthete.

»Sie werden es sogleich sehen! — Zum Glück gibt es in der Provinz noch Edelleute, die etwas auf die Ehre ihres Hauses halten. Unser Krautjunker von — Guienne wurde abgewiesen.«

»Das glaube ich wohl!« sagte Besmaux keck.

»Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, lieber Freund. — Der würdige Edelmann starb und sein Sohn war eigennütziger, als er. Er ließ sich durch eine Kleinigkeit — durch zweitausend Louisdor, zu eilf Francs das Stück — bewegen, den von seinem Vater so beharrlich zurückgewiesenen Antrag anzunehmen, ja sogar dem Käufer alle seine Titel zu geben, als ob er der Aelteste des Hauses gewesen wäre.«

»Man hat sich auf Ihre Kosten lustig gemacht, d'Artagnan.«

»Bah! — ich weiß Alles ganz genau. Er hat jetzt alle Documente der Familie in Händen und zeigt sie allen seinen Freunden, um zu beweisen, daß er von gutem altem Adel sei. Jeder glaubt freilich nur so viel davon, wie er für gut findet, und zumal ich weiß was davon zu halten ist. Denn er gehört jenem Hause so wenig an, wie mein Reitknecht ein Champagne ist, weil er diesen Namen führt. Der Graf de La Suze, der Befort für den Prinzen von Condé besetzt hält, ist wirklich ein Champagne und er würde mei-

nen Reitknecht gewiß nicht anerkennen. Dieser hat ihm freilich keine zweiundzwanzigtausend Livres anzubieten.«

»Sie sind von Sinnen, d'Artagnan!« sagte Besmaux aufstehend.

»Warum denn? Man muß in dieser Welt Alles für möglich halten. Gaspard von Champagne, Graf von La Suze, ist jetzt so arm, daß er für eine solche Summe, ja für die Hälfte gar Vieles thun würde. Wer weiß, mein braver Diener wird vielleicht einst als junges Pfropfreis an diesem einst fürstlichen Stammbaume prangen, wenn er sein Glück macht und zum Beispiel — Gouverneur eines Staatsgefängnisses wird.«

»D'Artagnan, nehmen Sie sich in Acht!« drohte Besmaux, auf die Thür zugehend.

»Lieber Besmaux, ich habe in Bearn alle Freunde meiner Kindheit wieder gefunden; am Abend vor meiner Abreise spielte ich Trictrac mit dem um einige Pistolen reicher gewordenen Montlezun. Wir sprachen viel von Ihnen.«

»Von mir?« fragte Besmaux, der in großer Verlegenheit wieder auf den Gefangenen zutrat.

»Machen Sie mit mir einen Spazirgang auf die Terrassen, Besmaux, ich will Ihnen Alles erzählen. Ich sehne mich überdies nach frischer Luft.«

Er nahm ohne weiters den Arm des Gouverneurs, und beide verließen den Kerker, zum größten Erstaunen des Inspectors, der froh war, daß er an der harten Behandlung dieses Edelmannes von Seiten seines Untergebenen keinen Theil genommen hatte.

Besmaux führte d'Artagnan nicht auf die Terrassen,

wo die übrigen Gefangenen zu spaziren pflegten, sondern in seinen eigenen Garten.

Dieser Garten war auf einer der äußeren Basteien auf der Südseite angelegt. Hier zeigte sich nur sehr selten ein Pariser, denn die Neugierigen spazirten auf dem nördlichen Glacis, um die auf den Thürmen wandelnden Gefangenen zu sehen.

Als sie sich den Zinnen näherten, wurden sie indeß von einem dicken Manne begrüßt, der einen Knecht mit einem Handkarren hinter sich hatte und auf die Zugbrücke zuging.

»Ei, das ist ja Papa Pluchet!« sagte d'Artagnan, freudig überrascht.

Eine Viertelstunde nachher meldete ein Sergent, daß der Herr Criminallieutenant den Gouverneur schleunigst zu sprechen wünsche.

»Er kommt Ihretwegen, d'Artagnan,« sagte Besmaux. »Kommen Sie geschwind, — er soll dieses Mal das Verhör in meinem Schreibzimmer vornehmen.«

»Ich werde auch dieses Mal keine Frage beantworten,« erwiederte d'Artagnan.

»Sie haben Unrecht, lieber Freund.«

»Cäsar's Gattin durfte nicht den leisesten Verdacht auf sich ruhen lassen.«

»Thun Sie was Sie wollen, aber — Sie haben mir das tiefste Stillschweigen versprochen, lieber Chevalier.«

»Ja, es bleibt bei der Abrede; Sie sind ein Montlezun.«

Sie fanden Herrn Tardieu und den Actuar im Cabinet des Gouverneurs. D'Artagnan machte ein finsteres Ge-

sicht, als er den Protokollführer erblickte. Noch bedenklicher aber schien ihm die Haltung des Beamten, der ihn kaum grüßte, den Gouverneur aber mit tiefen Verbeugungen bat, sich nicht zu entfernen.

»Nun, Herr Criminallieutenant,« sagte d'Artagnan, »bringen Sie einen Entlassungsbefehl?« —

»Es ist nicht üblich, so schnell zu Werke zu gehen,« antwortete Herr Tardieu.

»Das ist nicht gut; denn es ist nie zu früh, einem Ehrenmanne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

»Mein Herr,« erwiederte Tardieu ernst, »wer sich in den Händen der Justiz befindet, muß sich vor allem rechtfertigen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß man Sie kohlschwarz macht.«

»Mich? —«

»Deshalb müssen Sie mir Beweise vom Gegentheil geben, ehe ich Sie für schneeweiß halten kann.«

»Haben Sie denn Se. Eminenz nicht gesprochen?« fragte der Chevalier.

»Ich habe Sie über viele Dinge zu befragen, und wenn Sie geantwortet haben, werde ich meinen Bericht an den Herrn Cardinal machen. Se. Eminenz wird entscheiden.«

»Herr Criminallieutenant, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht antworten werde; ich bin kein Verbrecher. Ich weiß nicht, wodurch ich eine solche Behandlung verdient habe. Ich habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, um zu errathen, worauf man den Argwohn gründet, den man gegen mich hat. Ich sitze seit beinahe fünf Wochen in einem Kerker, ich werde grausam, feindselig be-

handelt; ich begreife in der That nicht, wie ich noch vernünftig denken kann. Ich hatte mich mit dem Gedanken getröstet, daß man mich wirklich für einen Andern genommen. Aber jetzt weiß man doch wer ich bin. Warum hält man mich noch fest? Diese Schmach ist für mich schmerzlicher als der Tod. — Welche Meinung wird die Welt künftig von meiner Treue haben, wenn man erfährt, daß ich in der Bastille eingekerkert war und wie ein Verbrecher verhört wurde! Ich mag immerhin versichern, daß man mich für einen Andern gehalten, man wird mir nicht glauben. Die Ehre eines Mannes ist eben so leicht verletzbar, wie die einer Frau; sie bekommt einen Makel, wenn sie nur dem Argwohn ausgesetzt war, und durch ein Verhör wird der Argwohn in den Augen der Welt gerechtfertigt.«

»Herr Chevalier, wenn ich mit Denen, die ich zu verhören habe, täglich so viele Zeit verlieren müßte, so würde mein Leben nicht hinreichen, um nur die Hälfte meiner Pflichten zu erfüllen.«

»Die Justiz ist blind, sie muß langsam vorgehen, ohne sich durch menschliche Schwächen und Leidenschaften beirren zu lassen.«

»Dieser Redepomp gehört nicht hierher, Herr Chevalier. Zur Sache! Wollen Sie die Fragen, welche ich Ihnen vorlegen werde, mit Ja oder Nein beantworten?«

»Nein.«

»Dann bin ich gezwungen, Ihnen wie einem Stummen den Prozeß zu machen; ich habe von dem Herrn Cardinal den ausdrücklichen Befehl dazu.«

»Thun Sie es.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Chevalier! Denn

Ihre angebliche Schuldlosigkeit wird Sie keineswegs schützen gegen die Maßregeln, welche bei anderen Verbrechern angewandt werden.«

»Ich muß Sie bitten, Herr Criminallieutenant, einigen Unterschied zu machen zwischen denen, welche Sie täglich an den Galgen schicken, und einem ungerecht angeklagten Ehrenmanne.«

»Sie wollen ja nicht einmal wissen, welches Verbrechens Sie angeklagt werden.«

»Das würde kein Ende nehmen,« erwiederte d'Artagnan stolz. »Lassen Sie mich in meinen Kerker zurückführen.«

»Die Sache muß aber doch ein Ende haben; zeigen Sie mir eines an.«

»Entlassen Sie mich auf der Stelle.«

»Das ist unmöglich.«

»Dann möge Se. Eminenz kommen, um mich selbst zu verhören.«

Nach diesen Worten empfahl sich d'Artagnan mit höflichem Anstande. Besmaux begleitete ihn in den Kerker zurück, und sagte zu ihm, als er ihn dem Sergenten übergab:

»Bedenken Sie wohl, was Sie thun, d'Artagnan. Ich warne Sie, lieber Freund.«

»Ist das wirklich Ihr Ernst, Besmaux?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Nun dann beweisen Sie mir's. Gehen Sie auf der Stelle zu dem Cardinal.«

»Ich werde hingehen, d'Artagnan, Sie können sich darauf verlassen.«

»Er möge mir Navailles schicken; dem werde ich Alles sagen.«

Als Besmaux wieder in seine Schreibstube kam, schrieb Tardieu und dictirte zugleich. Dann stand er auf und verließ mit seinem Actuar die Wohnung des Gouverneurs. Während der Actuar auf die Hauptwache zuging, sagte der Criminallieutenant dem Gouverneur einige Worte ins Ohr, und Besmaux ließ einen Offizier kommen.

Bald darauf begaben sich Tardieu, der Gouverneur und der Actuar in Begleitung von zehn Mann, welche mit schweren Musketen bewaffnet waren, wieder in den Freiheitsthurm.

Hinter ihnen ging der Mann, der Morgens mit dem Criminallieutenant angekommen war und unter dem Mantel einen ziemlich umfangreichen Gegenstand trug.

Der ganze Zug verschwand unter der Pforte des Thurmes. Der Mann im Mantel hatte unterwegs noch zwei Gefangenwärter herbeigerufen, welche ihm mit sichtlichem Widerstreben folgten.

V.

Die glimpflichen Mittel des Criminallieutenants Tardieu.

Die Nacht war gekommen, und Louis Vigé kaute eben sein Abendbrot, als sich zu seinem größten Erstaunen die Thür seines Kerkers aufthat. Ein helles Licht verbreitete sich in der bisher dunklen Zelle, und im Schein einer großen Wachsfackel erschienen drei Personen, von denen zwei auf Stühlen Platz nahmen, welche ihnen der Schließer brachte.

Diese drei Personen waren der Gouverneur, der Criminallieutenant und sein Actuar.

Die eine kleine Weile offen gelassene Thür ließ im

Halbdunkel die Uniformen der Soldaten und das finstere Gesicht des Mannes im Mantel sehen.

Vigé schauderte unwillkürlich, als er alle diese Vorkehrungen sah.

Der Criminallieutenant wechselte einige leise Worte mit dem Gouverneur, der sich sodann zurückzog. Der Kerkermeister schloß die Thür.

Der Beamte begann mit den gewöhnlichen Fragen, und der Poet gab in ziemlich befriedigender Weise Auskunft über seinen Namen, sein Alter und seinen Geburtsort.

»Wie lange sind Sie in Paris?« fragte er weiter.

»Wie lange bin ich in der Bastille?« fragte Vigé dagegen.

»Etwas länger als einen Monat,« antwortete Tardieu, nachdem er seine Notizen zu Rathe gezogen.

»Dann —« sagte Vigé; aber er besann sich, denn er sah ein, daß er einen Fehler machen würde, »dann bin ich seit etwa drei Monaten in Paris,« sagte er entschlossen.

»Warum sind Sie nach Paris gekommen?«

»Um mich den schönen Wissenschaften zu widmen.«

»Sie haben also zu leben?«

»Ich habe keinen Groschen im Vermögen.«

»Wie konnten Sie denn in dieser Zeit leben?«

»Von meinen Ersparnissen.«

»Mein Freund,« erwiederte Tardieu, seine dicken Brauen zusammenziehend, »Sie betreten eine sehr schlechte Bahn, denn Sie sagen die Wahrheit nicht. Sie wurden am Tage nach Ihrer Ankunft in Paris verhaftet und in die Bastille geschickt.«

»O! —« sagte Vigé verblüfft. »Aber wenn Sie Alles so gut wissen wie ich, warum fragen Sie mich denn?«

»Jeder Angeklagte muß ein Geständniß ablegen.«

»Gut. Nehmen wir also an, daß ich seit einem Monate in Paris bin.«

»Zu welchem Zwecke haben Sie Ihre Heimat verlassen?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt.«

»Sie haben durch eine nichtige Ausrede geantwortet.«

»Darf ich fragen, wessen man mich beschuldigt?

»Ich habe zu fragen und nicht Sie,« erwiederte der Criminallieutenant streng verweisend.

»Dann reden Sie.«

»Sie sind in Folge einer Unterredung mit — einer Dame vom Hofe verhaftet worden. Sprachen Sie zum ersten Male mit ihr?«

»Ja.«

»Wer hatte Sie zu ihr geschickt?«

Vigé antwortete nicht.

»Haben Sie meine Frage nicht verstanden? Ich frage Sie um den Namen des Edelmannes, der Sie zu dieser Dame geschickt hatte.«

Vigé schwieg.

»Ich erwarte Ihre Antwort, mein Freund,« sagte Tardieu lächelnd.

»Darüber habe ich nichts zu sagen.«

»Warum nicht?«

»Erstens weil ich es nicht für durchaus nothwendig halte und zweitens, weil dieses Geheimniß — vorausgesetzt nemlich, daß ein Geheimniß dabei im Spiele sei — nicht

mein ist und folglich die Ehre mir verbietet, dasselbe preiszugeben.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund! Ich warne Sie noch einmal. Sie haben einen schlechten Weg betreten. Ich pflege in meinen Verhören nur die Mittel der Sanftmuth und Ueberredung anzuwenden und ich kann mit Befriedigung sagen, daß ich in meiner langen richterlichen Laufbahn nie Ursache gehabt habe es zu bereuen. Zwingen Sie mich daher durch Ihre Haltung nicht, von der mir lieb gewordenen Gewohnheit abzugehen.«

»Glauben Sie mir, mein Herr,« erwiederte Vigé, »daß es mir sehr leid sein werde, wenn ich Sie bestimmte, diese rühmliche Bahn zu verlassen. Aber das Unmögliche zu leisten kann Niemand gezwungen werden. Ich kann Ihrer Handlungsweise die verdiente Anerkennung nicht versagen; aber Sie müssen sich durchaus mit dem begnügen, was Sie bereits wissen.«

»Und warum soll ich nicht mehr wissen? Warum soll dieses Verhör, welches einen Anfang genommen, nicht auch eine Fortsetzung haben?«

»Ich glaube, daß nur Gott sich rühmen kann, weder Anfang noch Ende zu haben. Man hat dies nach meiner Absicht ganz treffend durch eine sich in den Schweif beißende Schlange sinnbildlich dargestellt.«

»Scherz bei Seite, mein Freund! sagen Sie mir den Namen des fraglichen Cavaliers.«

»Ich erkläre Ihnen zum allerletzten Male, daß ich Ihnen diesen Namen nicht sagen kann.«

»Sie schaden sich selbst durch Ihre Weigerung.«

»Ich sehe nicht ein, was meine unbedeutende Wenigkeit

mit der — Person, von welcher Sie sprachen, gemein haben kann; ich habe mit ihr gar nichts zu thun.«

»Diese Person ist noch nicht in dem Alter, ihre Handlungen zu verantworten, und Andere haben das Recht sich darum zu kümmern.«

»Das kann mir gleichgiltig sein.«

»Ich warne Sie noch einmal, nehmen Sie sich in Acht! Wenn die glimpflichen Mittel fruchtlos geblieben sind, so würde ich mich zu meinem großen Bedauern gezwungen sehen —«

»Mein Mund wird verschlossen bleiben.«

»Fürchten Sie nicht, Ihr Leben in diesem Kerker zu beschließen?«

»An meinem Leben liegt wenig, die Ehre gilt mir Alles.«

»Was werden Sie durch Ihr hartnäckiges Schweigen gewinnen?«

»Was werde ich durch Antworten gewinnen?«

»Zuerst Ihre Freiheit; dann werden Ihnen die Wohlthaten einer — einflußreichen Person zu Theil werden.«

»Ich danke dafür.«

»Sie wollen also keine Antwort geben?«

»Nein.«

»Ich fordere Sie noch einmal auf —«

»Es bleibt dabei, ich ändere meinen Entschluß nicht!« erwiederte Vigé ernst und entschieden.

»Dann haben Sie sich das Unglück Ihres Daseins selbst zuzuschreiben.«

Als der Criminallieutenant diese Worte mit einem

freundlich sein sollenden, im Grunde aber höhnischen Lächeln gesprochen hatte, schlug er beide Hände zusammen.

Gleich darauf that sich die Kerkerthür auf und der Mann im Mantel erschien mit den beiden Schließern. Diese trugen einen ledernen Armsessel, den sie vor Herrn Tardieu hinstellten. Der Beamte forderte den ganz erstaunten Poeten auf, sich auf den Sessel zu setzen.

Vigé setzte sich.

»Beharren Sie in Ihrem Stillschweigen?« fragte Tardieu zum letzten Male.

»Ja,« antwortete Vigé, der den Mann im Mantel neugierig ansah.

»Dann Maître,« sagte Tardieu zu diesem, »machen Sie einen Versuch.«

Der Unbekannte legte einen mit Stricken umwundenen viereckigen eichenen Klotz auf den Fußboden, wickelte, ganz gelassen die Stricke ab, so daß die vier Breter, welche den Klotz bildeten, auseinander gingen.

Während die beiden Gehilfen die Arme Vigé's faßten und ihn auf dem Sessel festhielten, hielt der Mann zwei Breter an die äußeren Seiten seiner Beine und die beiden anderen an die Kniekehlen und umwickelten diesen ganzen Apparat sorgfältig mit Stricken.

Der Poet sah diesen seltsamen Vorkehrungen mit großer Aufmerksamkeit zu, und obgleich er den Nutzen derselben noch nicht recht einsah, brach ihm doch der kalte Schweiß aus.

Als die beiden Enden des Strickes fest zusammengeknüpft waren, sah er den Criminallieutenant an.

»Nun « sagte dieser, »wollen Sie bekennen?«

»Wie,« erwiederte der Poet, »Sie haben wohl die

Absicht, mich einer mehr oder weniger außerordentlichen Folter zu unterziehen?«

»Es hängt von Ihnen ab sie zu meiden.«

»Dann ist dieser Herr wohl der Mann, den man den »Monsieur de Paris« oder noch gewöhnlicher den Henker nennt?«

»Ich kann es Ihnen nicht verhehlen.«

»Ei, das sind also Ihre sogenannten glimpflichen Mittel!«

»Sie können nicht läugnen, daß ich damit den Anfang gemacht habe.«

»Sie hätten diese Mühe sparen können, Herr Henker,« sagte Vigé zu dem gefürchteten Werkzeuge der alten grausamen Justiz; »denn alle diese Stricke und Schienen sind unnütz.«

»Sie wollen bekennen?« fragte der Criminallieutenant erfreut.

»O nein, caramba! wie ein guter Freund von mir zu sagen pflegt.«

»Wie heißt der Chevalier, den die bewußte Dame liebt?«

»Schlagen Sie mir den Kopf ab, wenn Sie wollen, aber ich sage es nicht.«

»Numero Eins!« sagte Tardieu, sich abwendend.

Der Henker, der sich inzwischen gerüstet hatte, steckte einen eisernen Keil zwischen die an die beiden Bäume gelegten Breter, schlug darauf, und der Keil verschwand.

Vigé schrie furchtbar und wand sich unter den Händen der Gehilfen.

Plötzlich schien sich die dem Beamten gegenüber befind-

liche Wand aufzuthun, und ein bleicher, vor Zorn und Entrüstung zitternder Mann erschien.

»Halt!« sagte er. »Ich bin's!«

»Der Chevalier d'Artagnan!« sagte der Criminallieutenan höchst erstaunt.

»Ach lieber Freund,« sagte Vigé, »Sie hätten mich sollen sterben lassen! —«

VI.

Champagne's Verschwiegenheit.

Manche unserer Leserinnen hat der liebenswürdigen Frau Pluchet, deren Gasthaus »zur goldenen Flasche« mitten in der Altstadt so viele fröhliche Gäste versammelte, vielleicht ihre Theilnahme gewidmet.

Seit vier Monaten, daß ihr Herz durch den Mangel an Vertrauen — wie sie es in ihrer naiven Hingebung nannte — von Seiten d'Artagnan's gebrochen war, hatte sich ihre sonst so heitere Stimmung verdüstert, und selbst ihre mit mehr oder weniger Talent besungenen drallen üppigen Formen waren unter dem Einflusse des Grames etwas eingeschrumpft. Ihre schönen blauen Augen hatten dunkle Ringe bekommen, und weit entfernt, den neuen Reiz, den ihr Gesicht durch diese Spuren des Kummers erhalten, zu beachten, vernachlässigte sie sogar ihre Toilette, der sie einst, zum größten Aerger ihrer Nebenbuhlerinen oder guten Freundinnen, so große Sorgfalt gewidmet hatte.

Am Abende des Tages, an welchem sich der Criminallieutenant in die Bastille begeben hatte, um daselbst mit

Hilfe des Monsieur de Paris zu »instrumentiren«, überließ Frau Pluchet ihren Kellnern und ihrer Magd die Sorge, die Gäste zu bedienen und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie war von einer Angst befallen, welche sie sich selbst nicht zu erklären wußte.

Während sie im Dunkeln ihren Gedanken nachhing und in ihrem Gedächtnisse die so schnell entschwundenen Stunden des Glückes die Musterung passiren ließ, erdröhnte die Treppe unter den schweren und hastigen Fußtritten Pluchet's. Das Erscheinen ihres Mannes pflegte sonst keinen bedeutenden Eindruck auf sie zu machen; aber Pluchet ging sonst immer sehr langsam, und seine Hast erregte doch ihre Aufmerksamkeit.

Gleich darauf trat Pluchet ein und setzte sich. Er athmete tief auf, als ob er einer Gefahr entgangen wäre. Dann schien er zu lauschen, ob das von draußen kommende Geräusch verschieden sei von dem Lärmen und Treiben des Gasthauses.

Frau Pluchet ahnte sogleich, daß etwas Außerordentliches vorgehe, was vielleicht auf ihre eigenthümliche Stimmung Bezug hatte.

Sie stand auf, und Papa Pluchet, der allein zu sein glaubte, schrie laut auf, als er im Mondschein eine Gestalt vor sich erscheinen sah.

»Was fehlt Dir denn, Pluchet?«

»Ah! Du bist's, Etiennette! Du hast mir einen Schrecken eingejagt. — Still! was bedeutet das ferne Getöse?«

»Bist Du von Sinnen? ich höre nichts.«

»Glaubst Du? Dann mache Licht, Etiennette, denn es fröstelt mich in dieser Dunkelheit.«

»Im Juli! — Aber warum kommst Du so spät nach Hause? Sonst kommst Du immer schon um acht Uhr aus der Bastille zurück.«

»Ich habe mit dem Herrn Gouverneur über gewisse Angelegenheiten gesprochen —«

»Ueber was für Angelegenheiten?«

»Ueber einige Lieferungen, für die ich das Geld nicht erhalten habe.«

»Wie kommt denn das? Du bekommst ja sonst immer am Ende des Monats die Zahlungen.«

»Du weißt ja, daß Herr von Besmaux wegen eines Armbruchs abwesend war — und der Rechnungsführer der Bastille ist immer da —«

Inzwischen hatte Frau Pluchet eine Kerze angezündet, nachdem sie ihre hübschen Finger an Stahl und Stein blutig geritzt, denn sie wollte weder rufen noch hinuntergehen.

»O wie blaß bist Du!« sagte sie, als sie das sorgenvolle Gesicht ihres Mannes sah.

»Ich bin sehr schnell gegangen,« antwortete er ganz verlegen.

»Pluchet, Du verhehlst mir etwas!

»Nein,« erwiederte der Gastwirth, der seine entschlossene Haltung wieder annahm.

»Du siehst ja ganz verstört aus.«

»Es ist nichts — oder vielmehr es ist der Schrecken — ich sah wider meinen Willen, als ich über den Grèveplatz ging, einen Menschen hängen.«

»Warum nimmst Du auch den Weg? Du weißt ja, daß man dort sehr oft das widerliche Schauspiel hat.«

Frau Pluchet kannte ihren Mann, sie hielt es nicht für

angemessen, ihn länger mit Fragen zu bestürmen, und wollte lieber bis morgen warten, um die Erklärung dieser ungewöhnlichen Bestürzung zu bekommen.

Aber am andern Morgen war Pluchet noch nicht wieder in seiner gewohnten heitern Laune. Die schöne Etiennette konnte sich nun nicht länger halten: sie sah ihn scharf an und sagte:

»Pluchet, Du hast mich gestern belogen.«

»Ja, es ist wahr,« antwortete der Gastwirth, der den Blick ihrer funkelnden Augen nicht zu ertragen vermochte.

»Heute mußt Du mir die Wahrheit sagen.«

»So höre,« sagte er leise. »Gestern, als ich in die Bastille ging, bemerkte ich einen unserer Bekannten, der mit dem Gouverneur in dessen Privatgarten war. Anfangs beachtete ich es kaum, denn ich weiß, daß die beiden Herren seit langen Jahren Freunde sind.«

»Wer war denn bei Herrn von Besmaux?« fragte Etiennette.

»Rathe.«

»Sage es nur,« erwiederte Frau Pluchet, welche den Namen, den sie auf den Lippen hatte, nicht auszusprechen wagte.

»Es war der Chevalier d'Artagnan.«

»Er ist also wieder hier!« sagte sie freudig überrascht.

»Ja wohl. Als ich meine Geschäfte beendet hatte — und beiläufig gesagt, liebes Kind, der Profit ist nicht groß, denn Herr von Besmaux ist gar zu genau —«

»Weiter, weiter!«

»Als ich eben fortgehen wollte, ersuchte mich der

Lieutenant, einen Augenblick zu warten, der Herr Gouverneur wünsche mich zu sprechen.«

»Weiter!« wiederholte Frau Pluchet ungeduldig.

»Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, aber der Herr Gouverneur war sehr beschäftigt, ich weiß nicht wo und womit. Kurz und gut, ich wartete drei ewig lange Stunden. Man ist in der verwünschten Bastille nie ganz ruhig, und die Erinnerung an mein freundschaftliches Verhältniß zu dem Herrn Coadjutor macht mir manchmal ernste Bedenken.«

»So komm' doch endlich zur Sache!«

»Endlich kam Herr von Besmaux. Er sah ganz verdrüßlich und bekümmert aus. — »Da sind Sie ja, Maître Pluchet,« sagte er; »es ist gut, daß Sie geblieben sind. Ich wollte Ihnen einen guten Rath geben. Sie haben gewiß nie Lust gehabt, das Schicksal der von Ihnen gefütterten Gefangenen zu theilen?« — Du kannst denken, Etiennette, daß ich, an allen Gliedern zitternd, meine Ergebenheit für Se. Majestät und den Herrn Cardinal betheuerte. — »Wenn Sie also nicht belästigt werden wollen,« fuhr Herr von Besmaux fort, »so sagen Sie Niemanden, daß der Chevalier d'Artagnan hier ist.«

»Ist es möglich!« sagte Frau Pluchet erschrocken.

»Was habe ich da gemacht! —« rief der Gastwirth, sich besinnend. »Der Gouverneur hat Dich freilich nicht ausdrücklich genannt, aber ich hätte schweigen sollen. Aber ich konnte es nicht länger bei mir behalten, und das Geheimniß wird gewiß besser bewahrt, wenn wir Beide darum wissen.«

»Weißt Du, warum der Chevalier in der Bastille ist?« fragte Frau Pluchet nach kurzem Besinnen.

»Liebes Kind, glaubst Du denn, daß mich der Gouverneur zu seinem Vertrauten gewählt?«

»Ich habe vor drei Tagen seinen Diener gesprochen. Champagne wußte nicht einmal, daß er in Paris ist — und er ist vielleicht schon lange hier.«

»Etiennette, bedenke, daß mir der Gouverneur tiefes Stillschweigen empfohlen hat, und daß die geringste Unbesonnenheit deinen Gemal in's Unglück stürzen könnte.«

»Aber was mag der arme Chevalier gethan haben, er stand doch so gut mit dem Cardinal.«

»Etiennette, der Chevalier d'Artagnan ist am Hofe und folglich in viele Angelegenheiten verwickelt, von denen wir kleinen Leute keinen Begriff haben. Ich meine daher, daß wir uns gar nicht darum bekümmern sollen.«

»Das sagst Du wohl, Du hast für Wohlthaten kein Gedächtniß. Du verdienst in der Bastille gegen zwanzigtausend Livres jährlich, und wem verdankst Du es? Dem guten Chevalier.«

»Das ist wahr,« sagte Pluchet mit einem tiefen Seufzer.

»Es wäre daher der schwärzeste Undank, gar keinen Theil daran zu nehmen,« sagte Frau Pluchet, ihre Mantille überwerfend.

»Du willst ausgehen?« fragte der Gastwirth erschrocken.

»Nun, hast Du etwas dagegen?«

»Ich hoffe, daß dein Ausgehen mit dem Geheimnisse, das ich Dir anvertraut, nichts zu thun hat.«

»Kümmere Dich um dein Geschäft, Pluchet, mehr verlange ich für heute nicht.«

»Etiennette, Du wirst mich unglücklich machen!«

»Einen Pluchet steckt man nicht in die Bastille!« erwiederte die schöne Wirthin achselzuckend und verließ schnell das Haus.

Pluchet schaute ihr nach; dann ging er in das Gastzimmer hinunter.

»Das muß man ihr lassen,« sagte er zu sich, »Etiennette hat den Chevalier immer sehr in Ehren gehalten.«

Frau Pluchet war in wenigen Minuten in der Rue des Arcis. Sie dankte dem Himmel, als Champagne erschien und ihr die Thür öffnete.

»Ach, Frau Pluchet,« sagte er, »ich glaubte fast, es sei der Herr Chevalier!«

»Sie erwarten ihn also?«

»Ach, nein, aber Sie haben gerade so geklopft wie er.«

»Still, Champagne! ich habe Ihnen etwas Neues zu sagen,« erwiederte die schöne Wirthin und ging in das Schlafzimmer, welches manche süße Erinnerung in ihr wachrief.

»Was gibt's denn?«

»Champagne, seit wann haben Sie den Herrn Chevalier nicht gesehen?«

»Es sind gewiß zwei Monate.«

»Haben Sie während seiner langen Abwesenheit Nachricht von ihm erhalten?«

»Nein, gar keine Nachricht — ausgenommen durch einen jungen Mann, den er hierher schickte, den ich aber nicht wieder gesehen habe.«

»Hören Sie, Champagne, Sie müssen zur Rettung Ihres Herrn behilflich sein.«

»Zu seiner Rettung! Ist er denn in Gefahr?«

»Er ist in der Bastille.«

»O weh!« rief der treue Diener erschrocken.

Aber sein Ausruf hatte ein Echo im Nebenzimmer. Frau Pluchet sah sich schnell nach der kleinen Thür um, welche das Schlafzimmer mit dem Salon verband. Sie stürzte auf die nur angelehnte Thür zu und machte sie auf.

Am Fenster stand eine bleiche junge Dame, deren Augen voll Thränen waren.

»Wer sind Sie, Madame?« sagte sie.

»Der Chevalier ist in der Bastille sagen Sie? — O! er muß um jeden Preis gerettet werden!« erwiederte die Unbekannte mit leidenschaftlichem Ausdruck.

»Sie lieben ihn?« fragte Frau Pluchet mit dem Ausdruck der Hoffnung und der Angst; denn sie meinte, daß diese Dame, welche allem Anschein nach vom Hofe zu sein schien, in dieser Sache sehr viel thun könne.

»Darauf kommt es nicht an; aber ich schwöre Ihnen, daß ich nöthigenfalls mein Leben für ihn opfern würde.«

»Das Leben ist nicht genug; vcr Allem müssen Sie ihm Gold — uud vielleicht Ihre Ehre opfern.«

»Gold! Da ist Alles was ich habe,« antwortete die Unbekannte, indem sie die Wirthin an den Tisch zog. — »Ist es genug?« setzte sie hinzu und öffnete eine Schatulle, in welcher Diamanten, Perlen und Ducaten mit einer auf eilige Flucht deutenden Unordnung unter einander lagen.

»Mit einem halben Viertel dieses Werthes,« sagte der nähertretende Champagne, »kann man einen Kerkermeister bestechen; mit dem Ganzen könnte man sogar zwei,

drei Aufseher erkaufen. Aber man müßte zehnmal mehr haben, um den Gouverneur eines Staatsgefängnisses zu bestechen, und auch dann würde ich für den Erfolg nicht bürgen.«

»Die Bestechung eines Kerkermeisters genügt,« sagte die Unbekannte; »mit seiner Hilfe kann man ohne Hinderniß die Mauer erreichen, und eine Strickleiter thut das Uebrige.«

»Und wer wird den Kerkermeister bestechen?« fragte Champagne.

»Ich,« sagte Frau Pluchet.

»Ich will mit Pferden an dem Thore Saint-Antoine warten, und in zwei Tagen haben wir die französische Grenze überschritten!« sagte die unbekannte Dame mit einem Lächeln voll freudiger Hoffnung.

»Das sind bedenkliche Mittel!« entgegnete aber Champagne. »Seit der Flucht Beaufort's, bei welcher viele Personen mitwirkten, sind die Befehle sehr streng und die Schildwachen verantwortlich. Die Bastille ist also wohl bewacht.«

»Haben Sie denn einen Plan?« fragten die beiden Frauen.

»Noch nicht, meine Damen; ich muß mir's überlegen. Wenn Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, so können wir freilich etwas Vernünftiges verabreden.«

»Lassen Sie hören.«

»Vor Allem muß man der Sache auf den Grund kommen,« sagte Champagne langsam und bedächtig. »Ich habe den Herrn Chevalier seit zwei Monaten nicht gesehen; aber Madame hat ihn seit höchstens einem Jahre gesprochen.«

»Das ist wahr,« sagte die Unbekannte.

»Um dieselbe Zeit kam ein junger Mann, Namens Vigé, von Bordeaux hierher.«

»Er ist mein Vetter,« sagte die Unbekannte, welche, wie wir sehen, keine andere war als Gabriele von Barada.

»Dieser Herr Vigé sprach durch meine Vermittlung mit einer sehr vornehmen Dame, an welche er von dem Herrn Chevalier einen Auftrag hatte.«

Gabriele vermochte einen leisen Seufzer nicht zu unterdrücken; sie fühlte ihre Knie wanken, strich mit der Hand über Stirn und Augen, und als sie einige Fassung wieder bekommen hatte, stammelte sie:

»Weiter! weiter! —«

»Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen.«

»Und wer war die Dame?« fragten Frau Pluchet und Gabriele zugleich.

»O! eine sehr vornehme Dame,« erwiederte Champagne geheimnißvoll. »Ich darf sie nicht nennen, mein Herr hat mir's bei Todesstrafe verboten!«

»Was liegt daran,« sagte Gabriele, »wenn sie ihn retten kann.«

»Hören Sie mich an, meine Damen. Sie werden gewiß nicht bezweifeln, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, den Herrn Chevalier in Freiheit zu sehen; aber ich weiß nicht, bis zu welchem Ehrenpunkte ihm die Dame theuer ist, und er würde sich gewiß hundertmal lieber in Stücke hauen lassen, als ihre Ehre im mindesten zu gefährden.«

Gabriele und Etiennette wechselten einen Blick des tiefsten Schmerzes und drückten einander die Hand. Das Gefühl der Verlassenheit machte sie zu Leidensgenossinnen.

Sie bedachten nicht einmal, wie hoch d'Artagnan die Unbekannte schätzen müsse, da sein Diener mit solcher Ehrerbietung von ihr sprach, und daß von ihrer, der beiden Anwesenden, Ehre gar keine Rede war.

»Was ist zu thun?« fragte Frau Pluchet.

»Vielleicht ist er um ihretwillen im Gefängniß,« sagte Gabriele.

»Wenn das der Fall ist,« sagte Champagne, »müssen wir um so vorsichtiger sein. Ich hatte nicht daran gedacht. Die Sache wäre dann weit gefährlicher. Wir müssen also zuerst die uns zu Gebote stehenden Mittel anwenden, und erst wenn unsere Bemühungen erfolglos geblieben sind, die Vermittlung der Dame in Anspruch nehmen.«

»Wie heißt sie?« fragte Gabriele in athemloser Spannung.

»O! Sie verlangen zu viel, meine schöne Dame,« erwiederte Champagne.

»Hören Sie,« sagte Gabriele, welche angesichts der Gefahr ihre ganze geistige Regsamkeit wiederfand, mit der sie früher für die Politik des Prinzen von Conti gewirkt hatte. »Man muß in dieser Welt die Dinge von der schlimmsten Seite betrachten; es ist das sicherste Mittel, sich vor Abwegen oder Fehlgriffen zu bewahren. Ich werde also mit Madame gemeinschaftlich oder allein handeln, je nachdem Sie es für nothwendig halten. Sie müssen uns helfen, Champagne, das versteht sich; aber es wäre möglich, daß unsere Anstrengungen plötzlich vereitelt würden. Wer bürgt uns dafür, daß wir nicht ebenfalls ins Gefängniß kommen oder den Tod erleiden? Es schadet nicht so viel, wenn eine von uns Beiden durch dieses Schicksal betroffen wird; aber wenn

Sie, Champagne, auf einmal unsichtbar würden, so hätte der Chevalier vielleicht keine Hoffnung, die Bastille je wieder zu verlassen, weil Sie Bedenken getragen, uns den Namen seiner — Geliebten zu nennen.«

»Sie ist nicht —« sagte Champagne.

»Ja, es ist wahr, sie ist seine Geliebte nicht; sie würde hier sein, wenn sie ihn liebte und mit uns die Mittel zu seiner Rettung verabreden. Habe ich nicht Recht, Madame?«

»Ja, vollkommen Recht.«

»Und wer weiß,« fuhr Gabriele fort, »vielleicht hat ihn die Unbekannte in die Bastille bringen lassen, um das Geheimniß, welches sie als eine Schmach betrachtet, auf ewig zu begraben.«

»Wenn es —« sagte Etiennette zitternd, »wenn es die Königin wäre —«

»Sie ist schon bejahrt,« entgegnete Gabriele, »und überdies wäre der Chevalier längst Marschall von Frankreich. — Sagen Sie uns ihren Namen, Champagne, wir müssen ihn wissen.«

»Sie haben Recht, Madame; ich sehe es ein; was Sie sagen, kann geschehen; aber —«

»An dem Tage, wo Sie uns den Namen nennen, werden wir vielleicht nur die Leiche des Chevaliers in dem Kerker finden, in welchem er jetzt schmachtet.«

»Das ist wahr,« sagte Champagne ganz erschrocken. »So hören Sie, es ist —«

In diesem Augenblicke wurde heftig an die Thür des Vorzimmers geklopft, und der würdige Diener, der mit Freude diesen Vorwand benutzte, um Zeit zu gewinnen, ehe er gezwungen wurde, das Geheimniß seines Herrn

preiszugeben, ließ die beiden Frauen im Salon und eilte hinaus.

Er öffnete die Thür und erblickte mit unbeschreiblichem Schrecken einen Gefreiten und zwei Häscher.

»Sind Sie der Diener des Herrn Chevalier d'Artagnan?« fragte der Gefreite.

»Ja wohl —« stammelte Champagne.

Der Polizeimann ließ seine beiden Untergebenen draußen stehen und trat ins Vorzimmer.

»Packen Sie schnell die zu einer langen Reise nothwendigen Sachen Ihres Herrn ein und folgen Sie mir mit denselben.«

»Wahrscheinlich,« sagte Champagne, der nun seine Fassung wieder bekommen hatte, »ist Herr von Besmaux aus Freundschaft für den Herrn Chevalier so gefällig.«

»Sie wissen —« sagte der Gefreite erstaunt.

»Daß der Herr Chevalier in der —«

»Still!« sagte der Gefreite, »es darf Niemand wissen.«

»Es wird eine schöne Geschichte werden, wenn er die Weiber findet,« dachte Champagne, der sich jetzt Vorwürfe machte, daß er mit ihnen zu rücksichtsvoll umgegangen war.

»Geschwind, packen Sie ein!« mahnte der Gefreite.

»Sogleich, mein lieber Herr. Es wird bald geschehen sein. Denn ich vermuthe, daß ich nur Wäsche und warme Kleider einzupacken habe; Reitkleider und Rüstung wird er wohl nicht brauchen.«

Champagne nahm mit scheinbarer Gleichgiltigkeit Kleider und Wäsche aus einem Schranke und legte Alles auf den Fußboden in ein Tuch, dann trat er an einen Tisch, auf welchem Schreibzeug war.

»Was wollen Sie denn machen?« fragte der Gefreite, der sich in einen Lehnstuhl gesetzt hatte.

»Ich will Alles aufzeichnen.«

»Wozu das?«

»Ich liebe die Ordnung, mein lieber Herr, und ich bin für die Sachen des Herrn Chevalier verantwortlich. Ich möchte ihm oder seinen Erben nicht das Mindeste entziehen.«

»Nun, so schreiben Sie,« sagte der Gefreite sorglos.

Champagne schrieb die mitzunehmenden Sachen auf, legte das sorgfältig zusammengefaltete Verzeichniß auf den Camin und knüpfte das Packet zusammen.

»Folgen Sie mir,« sagte der Gefreite aufstehend, als das Geschäft beendet war.

»Ich soll also auch in die — —«

»Still!«

»Aber ich werde doch wieder kommen?«

»Allerdings.«

»Es wäre besser mich vorher davon in Kenntniß zu setzen; ich würde dann meine Vorkehrungen treffen —«

»Was für Vorkehrungen haben Sie denn zu treffen?«

»Es sind hier — Lebensmittel, und Sie wissen, daß Eßwaaren leicht verderben.«

»Ei! Sie kommen ja wieder, Sie Schwätzer. Jetzt marsch!«

Champagne sträubte sich nicht; er wußte zu gut, wie schonungslos die Justiz verfuhr. Er verließ sich auf die Klugheit und Gewandtheit der beiden zurückbleibenden Frauen, um das Unternehmen, an welchem er schwerlich theilnehmen konnte, glücklich zu Ende zu führen.

VII.

Wo gezeigt wird, daß Champagne eben so ordnungsliebend als vorsichtig war.

Sobald die äußere Thür wieder geschlossen war, sah Gabriele die Wirthin an.

»Und wenn er nicht wiederkommt?« sagte sie traurig den Kopf schüttelnd.

»Dann müßten wir uns auf uns selbst verlassen.«

»Der Starrkopf hätte uns den Namen der Dame sagen sollen,« meinte Gabriele, die nun in das Schlafzimmer trat und zornig auf und abging.

»Aufrichtig gesagt,« erwiederte Etiennette mit einiger Bangigkeit, »ich glaube, daß Sie dem armen Burschen einen Schrecken eingejagt haben.«

»Ich — ihm einen Schrecken eingejagt?«

»O! Sie sind wirklich zum Erschrecken. Wenn ich von ihm noch geliebt würde —«

»Sie sind von Sinnen!« unterbrach Gabriele und betrachtete sich in einem venetianischen Spiegel, der über dem Camine hing.

Wahrscheinlich fürchtete sie sich vor sich selbst, denn sie trat zurück, warf sich in einen Lehnstuhl und brach in Thränen aus.

»Wie unglücklich bin ich!« schluchzte sie, ihr Gesicht bedeckend.

»Sie lieben ihn also?« sagte Etiennette, die durch diesen tiefen Schmerz gerührt wurde.

»Ob ich ihn liebe!« erwiederte Gabriele. »Mein Leben hat erst an dem Tage begonnen, wo ich ihn zum ersten Male sah. Kaum hatte ich Zeit, es ihm zu sagen — zu beweisen. Es war ein Blitz, aber mein ganzes Dasein ist davon durchglüht worden. Ein Tag des Glückes, das er mir bereitet, hat in meiner Erinnerung allen Glanz und Prunk verwischt. Ich würde mit Freuden für ihn sterben, meinen letzten Blutstropfen für ihn hingeben.«

Die arme Etiennette blieb stumm, als sie das Geständniß dieser glühenden Leidenschaft vernahm; sie kam sich selbst sehr klein vor, denn sie bedachte nicht, daß ihre Liebe nicht minder groß war, obschon sie sich nicht in so ungestümer Weise äußerte.

»Ja, ich werde sterben, wenn es sein muß; aber so lange als ich lebe, soll wenigstens keine Andere von ihm geliebt werden!« setzte Gabriele mit funkelnden Augen hinzu.

»Was wollen Sie thun?« fragte Etiennette erschrocken.

»Ich weiß es nicht, ich kann keinen Gedanken fassen,« sagte Gabriele aufstehend; denn sie hatte das Papier bemerkt, welches Champagne auf den Camin gelegt hatte. »Was ist das? — Ein Wäscheverzeichniß!«

Sie warf den Zettel ungeduldig weg.

Aber Etiennette, die ruhiger war, nahm den Zettel auf und las ihn aufmerksam.

»Champagne hat dies gewiß für uns geschrieben,« sagte

sie. »Er hat gewiß nicht ohne Absicht so viel Ordnungsliebe vor dem Gefreiten zur Schau getragen.«

»Für uns? —«

»Sehen Sie nur — diesen Namen —«

»Martinozzi!« las Gabriele.

»Es ist der Name der —«

»Der Nichte des Cardinals!« sagte Gabriele in großer Bestürzung.

»Die ist's, welche er liebt.«

»Sie ist wunderbar schön,« setzte Gabriele in Verzweiflung hinzu.

Sie rang die Hände und dachte mit allen Qualen der Eifersucht an die Reize der wunderholden Blondine.

»Ob sie ihn wieder liebt? — O, wenn das ist, so möge er in der Bastille bleiben und dort sein Leben beschließen! Ich werde dann wenigstens meine Seelenruhe wieder bekommen!«

»Was sagen Sie, Madame?« sagte Etiennette. »Sie wollten ihn verlassen, wenn sein Leben vielleicht in Gefahr ist? —«

»O, man bleibt ja nicht ewig in der Bastille!«

»Er wird darin bleiben! Herr von Besmaux hat's meinem Manne gesagt — Und Sie haben gehört, was für Vorkehrungen der Gefreite traf! Sie könnten ihn gewiß retten; Sie könnten bei der vornehmen Dame leicht Zutritt bekommen, und sie wird ihn retten, denn sie wird ihn gewiß lieben —«

»Sagen Sie das nicht!«

»Sie können mit dem Cardinal reden; — mich würde

man mit Verachtung abweisen, denn ich bin nur eine Bürgersfrau, Sie hingegen haben Zutritt im Louvre —«

»Ich sollte ruhig zusehen, wie er von einer Andern geliebt wird?«

»Warum nicht? Ist er denn nicht frei? Ist es seine Schuld, daß er geliebt wird? — Ich weiß ja, wie es mir ergangen ist; ehe ich mir's versah, war ich in ihn verschossen, als ich ihn eines Tages an der Spitze seiner Compagnie sah. Er sah mich kaum an, und ich hätte mit Freuden mein Leben für ihn gegeben.«

»Und jetzt? —«

»Jetzt liebt er mich nicht mehr, ich habe mich darein ergeben, ich hoffe nichts mehr; aber so lange ich lebe, so lange als noch ein Athemzug in mir ist, bin ich bereit, Alles für ihn zu thun.«

Gabriele brach in Thränen aus. Sie weinte lange, und die sanfte Etiennette kniete vor ihr und küßte ihre schönen Hände und suchte sie zu beruhigen.

»Sie sind ein edles Weib!« sagte Gabriele endlich, als sie sich ausgeweint hatte; »ich will Ihrer und seiner würdig sein. —«

»O, wir werden ihn gewiß retten.«

»Es ist nicht zu bezweifeln, daß er auf Befehl des Cardinals in der Bastille ist und darin sein Leben beschließen soll, denn man wird nicht ungestraft geliebt von einem Mädchen, welches wie eine Königstochter behandelt wird und an einen Prinzen von Geblüt vermält werden soll. — Aber ich sehe nur einen Abgrund vor mir, ich weiß nicht was zu thun ist. — Hören Sie,« setzte Gabriele nach kurzem Besinnen hinzu. »Ich bin seit acht Tagen hier versteckt. Ich

wohnte in Bordeaux, ich bin heimlich abgereist. Mein Mann ist jetzt in Paris, der Cardinal ist ihm sehr gewogen. Ich kann mich nicht in den Palast Mazarin's begeben; ich würde mich der Gefahr aussetzen, verhaftet zu werden, denn mein Mann läßt mich ohne Zweifel suchen. Wenn er mich findet, wird er mich hindern, die Nichte des Cardinals zu sprechen; er wird mich sogar einsperren lassen. Nicht als ob er mich liebte oder eifersüchtig wäre, aber er ist geizig, und ich habe aus Italien, der Heimat meiner Mutter, eine bedeutende Erbschaft zu erwarten. — Ach! was soll ich thun? ich zerbreche mir den Kopf und finde nichts —«

»Sie sollten schreiben,« sagte Etiennette.

»Und Sie würden den Brief abgeben. Ja, Sie haben Recht, das geht!« sagte Gabriele und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Schreibzeug stand. »Aber man wird Sie nicht vorlassen. Das Fräulein von Martinozzi wird unter strenger Aufsicht stehen. — Ha! es fällt mir ein anderer Ausweg ein. Wir müssen uns an die Königin wenden. Aber ob sie geneigt sein wird, die Rolle der Vermittlerin zu spielen?«

»Die Königin?«

»Ich kenne eine Dame, die ihr nahe steht, die Gräfin Flavimont. — Ja, das ist der beste Weg.«

»Bleiben Sie hier, ich will die Dame aufsuchen.«

»Sie ist noch in Bordeaux. Aber Sie müssen hier bleiben, Sie werden vielleicht etwas Neues erfahren.«

»Ja wohl, durch meinen Mann.«

»Ich reise nach Bordeaux; ich habe dort nichts zu fürchten. Die Stadt ist jetzt ganz ruhig, und mein Gemal wird lange in Paris bleiben.«

»Aber die Reise allein zu machen, für eine Dame —«

»Sie haben Recht; ich weiß, mit welchen Hindernissen ich auf der Reise nach Paris zu kämpfen hatte —«

Ihr Blick fiel auf den Schrank, aus welchem Champagne die Kleider seines Herrn genommen hatte.

»Wie wär's,« setzte Gabriele hinzu, »wenn ich mir aus seiner Garderobe etwas wählte und mich verkleidete —«

»Was fällt Ihnen ein?« erwiederte Frau Pluchet.

»Ei! es wäre nicht das erste Mal, daß ich mich verkleide. Man sieht wohl, daß Sie den Parteigängerkrieg nicht mitgemacht haben.«

»Aber seine Kleider werden zu groß sein!« entgegnete Etiennette.

»Ja, das ist wahr.«

»Ich habe Nadeln und Zwirn bei mir!« sagte die schöne Wirthin erfreut.

»Geschwind, ans Werk!«

Die beiden Frauen wählten aus d'Artagnan's Garderobe einen Anzug von schwarzem Sammt; und während Frau Pluchet nach Gabrielens Weisung eifrig zu nähen begann, löste diese ihr prächtiges schwarzes Haar auf und gab ihm mit großer Geschicklichkeit die Form und das Aussehen eines männlichen Kopfputzes.

Dieses Geschäft dauerte ziemlich lange; als es beendet war, nahm sie ebenfalls eine Nadel, und obgleich sie in Arbeiten dieser Art wenig geübt war, so machte sie doch mit großer Geschicklichkeit Falten und Nähte in die Kleider.

Als die Schneiderarbeit gethan war, zog sie ihre Kleider aus und legte mit Hilfe der Frau Pluchet das Männergewand an. Hut und Mantel waren leicht zu finden. An

Degen fehlte es auch nicht in der Wohnung des muthigen Cavaliers. Gabriele wählte den kleinsten.

Dann öffnete sie ihre Schatulle, füllte eine Börse mit Goldstücken und übergab das Uebrige der Wirthin.

»Wenn ich sterbe,« sagte sie, »verwenden Sie es zu seiner Rettung.«

»O, Sie werden wiederkommen, Sie verdienen es!«

»Wiederkommen!« sagte Gabriele, indem sie zweifelnd den Kopf schüttelte.

»Und er wird Sie lieben — Sie sind ja so schön!«

»Sie sind auch schön, liebes Kind!« erwiederte Gabriele und drückte die Wirthin an ihr Herz. — »Aber sagen Sie, wo wohnen Sie?«

»In der Altstadt, im Gasthause »zur goldenen Flasche.« Mein Name ist Pluchet.«

Eine Stunde nachher war Gabriele auf dem Wege nach Bordeaux.

VIII.

Sans-Pair's Rache.

D'Artagnan war wieder in seinem Kerker, wo er das Resultat der durch Vigé's Verhör herbeigeführten Entdeckung erwartete; und während dieser in einen andern Theil der Bastille gebracht wurde, ließ man den Verbindungsgang zwischen den beiden Zellen zumauern. Die Beine des Poeten wurden ärztlich behandelt; glücklicherweise hatten sie durch ihren kurzen Aufenthalt in dem »Stiefel des Monsieur de Paris« nicht sehr gelitten.

Der Criminallieutenant gab dem Gouverneur ganz kurze Erklärungen über die Ursache der verdoppelten Strenge, mit welcher der Chevalier bewacht werden sollte. Besmaux meinte daher, sein alter Freund sei doch vielleicht ein großer Verbrecher, und ging nicht zu dem Cardinal; er hielt es nicht für angemessen, für einen mit besonderer Strenge behandelten Gefangenen ein gutes Wort einzulegen.

Ueberdies hatte er über gewisse Gerüchte nachgedacht, deren Folgen ihm durch das Erscheinen Tardieu's recht lebhaft vergegenwärtigt wurden. Er nahm sich daher die Erlaubniß, den Criminallieutenant, der Abschied von ihm nehmen wollte, beim Arm zu nehmen und in sein Cabinet zu führen.

»Lieber Herr Tardieu,« sagte er, »in Ihrer Eigenschaft als Criminallieutenant werden Sie ziemlich alle Beamten in Paris kennen.«

»Allerdings,« antwortete Tardieu, sich blähend, »und ich kann sagen, daß sie alle, vom größten bis zum kleinsten, äußerst zuvorkommend gegen mich sind. Ich will mich dessen nicht rühmen; aber die Ehre, die mir erwiesen wird, thut meinem Herzen gar wohl, obgleich die bösen Zungen behaupten, ich sei für sanftere Gefühle nicht empfänglich.«

»Einem Manne, der eine Zierde seines Standes ist, kann man nicht zu viel Achtung erweisen. Doch ich will Ihnen Ihre kostbare Zeit nicht rauben. Sie kennen Herrn von Barada?«

»Ja wohl; er gehört seit kurzem zu den besten Freunden des Herrn Cardinals, der ihn zum Parlamentsrath in Paris ernannt hat.«

»Finden Sie nicht, lieber Herr Tardieu, daß das Amt

eines Parlamentsrathes dem Gouvernement der Bastille vorzuziehen sei?«

»Haben Sie etwa die Absicht, Ihre Stelle niederzulegen, um in das Parlament zu treten?«

»O nein! ich bin Soldat. Aber Herr von Barada scheint mit seiner neuen Stellung nicht sehr zufrieden, er hätte lieber meinen Platz gehabt.«

»Glauben Sie wirklich? Aber das Amt eines Parlamentsrathes ist doch sehr ehrenvoll. Man sagt freilich, daß Sie hier große Summen gewinnen.«

»Das fragt sich noch,« sagte Besmaux erröthend. »Aber diesen Barada —«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Besmaux,« erwiederte der Criminallieutenant; »wenn er Ihre Stelle zu haben wünscht, so ist kaum zu bezweifeln, daß er sie erhalten wird, denn der Cardinal hat ihm für den Augenblick nichts zu verweigern.«

»Ich danke für die Warnung,« sagte Besmaux.

»Vor Allem vergessen Sie nicht,« mahnte Tardieu: der Chevalier d'Artagnan muß in der strengsten Haft gehalten werden.«

»Ich fürchte, daß es mit d'Artagnan sehr schlecht steht,« sagte der Gouverneur zu sich, als Tardieu fort war.

Er faßte nun den sehr klugen Entschluß, sich bis auf weiteres von einer ihm völlig räthselhaften Intrigue fern zu halten.

D'Artagnan machte sich bereits Vorwürfe, daß er den Monsieur de Paris nicht hatte weiter instrumentiren lassen. Der Gedanke, daß sein Freund für ihn die Folter bestehen mußte, war ihm unerträglich gewesen; — vielleicht wußte

das Fräulein von Martinozzi, daß er in der Bastille war, und getraute sich nicht, seine Freilassung zu verlangen, — vielleicht hatte sie sich durch Zwangsmittel bewegen lassen, in die Vermälung mit dem Prinzen von Conti zu willigen — Alles dies, Mitleid, Aerger, Eifersucht, hatte seinen übereilten Entschluß herbeigeführt, sein erstes Gefühl hatte ihn verrathen.

Er grübelte über die Unsicherheit der menschlichen Dinge und Berechnungen, verwünschte die Großmuth und nahm sich vor, künftig nur die Selbstsucht zur Richtschnur seiner Handlungen zu nehmen. Aber als das erste Feuer erloschen war, sann er ruhiger nach und kam endlich zu dem Schlusse, daß es im Grunde doch schrecklich gewesen wäre, einen so edlen, theilnehmenden Freund, wie Louis Vigé, einer thörichten, sträflichen Leidenschaft zu opfern.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, und als er, die frisch vermauerte Stelle in der Wand betrachtend, auf seine Pritsche zuging, um im Schlafe etwas Ruhe zu suchen, hörte er draußen ein leises Geräusch.

Die Luke befand sich zehn Fuß hoch über dem Fußboden und war so schmal, daß ein Mann, der etwa hinaufgeklettert wäre, kaum den Kopf hindurchstecken konnte.

D'Artagnan sah plötzlich vor dieser Luke einen Gegenstand, der die Form einer Eisenstange hatte. Er konnte nicht denken, daß man die Vorsicht so weit getrieben, diese unzugängliche Luke noch zu vergittern. Er hatte es vielleicht nicht bemerkt, denn die Maurer, welche eine Stunde an der Verstopfung des Tunnels gearbeitet, hatten viel Lärm gemacht.

Aber dieser Gegenstand bewegte sich bald ziemlich rasch und der Chevalier bemerkte in der Mitte eine stark hervortretende Unebenheit.

»Es ist ein Strick mit Knoten!« sagte er. »Es entwischt Jemand über mir. Ach! wenn ich das Seil erreichen und die Gelegenheit benutzen könnte!« rief er, auf die Oeffnung zueilend.

Plötzlich wurde die Luke ganz dunkel und gleich darauf fiel ein ziemlich schwerer Körper auf den Fußboden des Kerkers.

Der Chevalier sah ganz deutlich einen zu seinen Füßen liegenden Mann und das ganz in seine Zelle hängende Seil.

»Wer da?« sagte er zu dem Unbekannten, der sich murrend aufrichtete und eine kleine brennende Blendlaterne vom Gürtel losmachte.

»Still!« sagte der Mann.

»Sans-Pair!« rief d'Artagnan erstaunt.

Der Gefangenwärter richtete das Blendlicht auf das Gesicht d'Artagnan's und schien mit seiner Beobachtung zufrieden.

»Du glaubst mich nicht mehr hier zu finden, Elender!«

»Ich habe aus meinem Schlupfwinkel wo ich mich versteckt hielt, viel Lärm gehört und dachte, daß Sie Gegenstand desselben wären.«

»Du hast dich nicht geirrt, und Dir Schurke verdanke ich die strenge Haft, in der ich so lange gehalten wurde und —«

D'Artagnan wollte auf seinen Feind losstürzen, in der offenbaren Absicht, ihn zu erwürgen, aber Sans-Pair wich zurück und zeigte, wie gewöhnlich, die Mündung eines Pistols.

»Du würdest nicht schießen, Spitzbub, denn Du wirst verfolgt!«

»Bah! ich würde schon Zeit haben zu entwischen, ehe man kommt.«

»Du wirst nicht lebend davonkommen,« antwortete d'Artagnan, auf ihn losstürzend.

»Still! ich will Sie ja retten!« sagte Sans-Pair, schnell zurücktretend.

»Was? —«

»Glauben Sie denn, daß ich umsonst in Ihren Kerker gekommen sei? Sehen Sie dieses Seil, es ist an einer Zinne des Thurms stark befestigt und reicht bis an den Fuß der Mauern.«

»Aber unten ist ein mit Wasser gefüllter Graben.«

»Können Sie denn nicht schwimmen?«

»O ja, sehr gut. Aber dein Plan, Sans-Pair, verbirgt gewiß eine Falle.«

»Ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich irren. Sie kennen den Mann, der mich ins Unglück gestürzt und sich, nachdem er mich im Stich gelassen, feig versteckt hat. Ich möchte darauf schwören, daß er jetzt reich und angesehen ist und die Narren auslacht, die sich als Werkzeuge von ihm brauchen ließen. Ich habe gar nicht die Absicht, mein Leben in einem Staatsgefängniß zu beschließen, und ein Gefangenwärter in meiner Lage ist von einem gewöhnlichen Arrestanten nicht sehr verschieden. Ich langweile mich hier, ich sehne mich nach der freien Luft, nach dem Sonnenlicht, nach Wein und Würfelspiel, nach hübschen Weibern und lustigen Liedern — und alle diese guten Dinge muß man in der Bastille entbehren. Daher beschloß ich mir alles dies zu verschaffen, als Sie hierher gebracht wurden. Ich gestehe, daß ich mich sehr schlecht gegen Sie benommen habe —«

»Wirklich!« sagte d'Artagnan, die Achseln zuckend.

»Ja, ich habe mir's überlegt, Sie thaten Ihre Pflicht, und die Umstände zwangen Sie gegen mich aufzutreten. Aber der Andere, der geheimnißvolle, vielvermögende Mann, der

mich vorschob und sich dann zurückzog, — ihm verzeihe ich nicht, und er soll für seine Verrätherei büßen.«

»Der Vorsatz ist allerdings sehr gut. Aber Du wirst ihn schwerlich ausführen können, denn ich habe mich über denselben Mann auch sehr zu beklagen, und ich habe mir vorgenommen, ihn gelegentlich auf meinen Degen zu spießen.«

»Mit solchen Leuten schlägt man sich nicht, man stößt sie nieder, wo man sie findet.«

»Das ist ganz gut für Dich, Sans-Pair; denn Du scheinst den Gewissensbissen nicht sehr zugänglich zu sein und weißt den Dolch eben so gut wie den Degen zu führen; aber ich bin ein Edelmann!«

»Und wenn er Sie umbringt?«

»Ich muß es darauf ankommen lassen. Du hast ja eines Abends eine Probe meiner Fechtkunst gehabt.«

»Ja wohl, Sie führen eine famöse Klinge, das muß man Ihnen lassen. Aber er hat mehr als ein Mittel, um seine Zwecke zu erreichen. Als er mich nach Bouillon schickte, wollte er mir Gift mitgeben; aber ich lehnte es ab, da ich solche Waffen nicht zu führen pflege. Er wird wissen, daß Sie ihn hassen, und trägt kein Bedenken, einen so gefährlichen Feind aus dem Wege zu räumen.«

»Ich glaubte, Du seiest hier nur sein Werkzeug.«

»Pfui! wenn ich ihn jemals finde, so falle ich über ihn her, ohne ihm Zeit zu lassen, mich mit schönen Worten zu betriegen, und ich erwürge ihn!«

»Nach Belieben.«

»Aber Sie werden mir doch seinen Namen sagen.«

»Laß es gut sein; ich behalte ihn für mich.«

»Wie soll ich denn an ihn kommen?« sagte Sans-Pair unwillig.

»Suche, so wirst Du finden.«

»Sie wissen wohl, daß es mir unmöglich ist zu suchen. Ich bin zum Tode verurtheilt, und nur aus besonderer Gnade ist meine Strafe im Geheimen umgewandelt worden. Ich muß mich verborgen halten; wenn ich ihm aber nachspüre, so werden mich die Häscher bald wieder hierher bringen, und ich habe überdies noch Rechenschaft zu geben von der schlechten Behandlung. die ich Ihnen in meiner Verblendung zu Theil werden ließ. Ach, wenn ich gewußt hätte! — Sie müssen wissen, Herr Chevalier, daß mein Plan ganz einfach ist. Ich gehe meinen geraden Weg. Sie sagen mir seinen Namen, ich finde ihn sogleich, ich mache ihn kalt und gehe zu der Armee Condé's.«

»Der Plan ist wohl gut; aber es thut mir leid, ich kann auf den Handel nicht eingehen. Denn vermuthlich soll ich deine Flucht nur unter dieser Bedingung theilen.«

»Die Zeit vergeht, Herr Chevalier, entschließen Sie sich.«

»O, ich habe mich entschlossen, mein Freund,« erwiederte d'Artagnan, indem er das Seil ergriff.

»Was machen Sie, Herr Chevalier? — Sie können ohne mich nicht von hier entkommen; denn Sie wissen sich in der Bastille nicht zurechtzufinden.«

»Verdammt!« sagte d'Artagnan, der das Seil losließ.

»Hören Sie. Ich sehe wohl, daß Sie so leicht nicht nachgeben; Sie haben's durch die Geduld bewiesen, mit der Sie die schändliche Behandlnng ertrugen, die ich mir nie

verzeihen werde. Wir wollen mit einander entfliehen; aber Sie müssen mir ein Versprechen geben.«

»Was meinst Du?«

»Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, den bewußten Mann beim Cardinal anzuzeigen.«

»Das geht nicht an.«

»Sie wollen nicht, Herr Chevalier?«

»Nein, ich habe meine Gründe, die Ehre des Mannes zu schonen — nicht um seinetwillen —«

»Ach, wenn ich malen könnte!« sagte Sans-Pair.

»Was würdest Du denn thun?«

»Ich würde ihn abconterfeien, denn ich habe sein Bild im Kopfe, und ich würde dem Cardinal sagen: Dies ist der Mann vom Cours-la-Reine.«

»Das wäre allerdings recht sinnreich. — Aber Du sagtest selbst, daß es spät wird; gehen wir noch nicht?«

Sans-Pair sann einen Augenblick nach.

»Ja, wir wollen fort,« sagte er dann.

»Zeige mir den Weg,« sagte d'Artagnan heiter.

»Hören Sie, was zu thun ist,« setzte Sans-Pair hinzu. »Sie kriechen zuerst aus der Luke, — Sie steigen einige Knoten hinauf, — unterdessen folge ich Ihnen nach, ziehe das Ende des Seiles hinaus, so daß ich der Erste bin.«

»Ist das Seil auch stark genug, um uns Beide zu tragen?«

»Es ist neu.«

D'Artagnan kletterte schnell zur Luke hinauf und schlüpfte mit Mühe durch die schmale Oeffnung zum Kerker hinaus, wo er, nach seinem eigenen Geständnisse, sein Leben

beschließen zu müssen glaubte. Er stieg ein paar Knoten höher, so daß die Maueröffnung frei blieb.

Sans-Pair folgte ihm bald nach, und das nunmehr an der äußern Mauer herabhängende Seil dehnte sich unter dem Gewicht der beiden Männer.

Sans-Pair glitt langsam hinab; aber als d'Artagnan ihm folgen wollte, blitzte ein Licht auf und ein Schuß fiel.

Sans-Pair stieß einen schrecklichen Fluch aus, und unter den heftigen Zuckungen, die er machte, riß das Seil an der Stelle, wo er es hielt.

Er fiel in den Graben.

D'Artagnan, der über der Tiefe hing, hatte glücklicherweise einen Fuß auf der Kante der Luke; er konnte daher in die Vertiefung schlüpfen und daselbst das Weitere abwarten.

Er sah, wie in der ganzen Zwingburg Lichter hin und herirrten, wie Soldaten von allen Seiten herbeilten und wie ein Kahn sich nach der Stelle des Grabens bewegte, wo Sans-Pair gefallen war.

Dann fühlte er, wie das Seil, an welchem er sich in der schrägen Maueröffnung festhielt, sehr straff angezogen wurde. Die oben daranziehenden Wächter vermutheten, es hänge noch ein Gefangener daran und machten es los. D'Artagnan, der sich nun nicht mehr halten konnte glitt aus und fiel auf den Fußboden seines Kerkers. Sein Kopf schlug dabei an die Mauer und er blieb ohnmächtig liegen.

Als er am andern Morgen wieder zur Besinnung kam, stand sein getreuer Champagne vor seinem Lager und lauschte auf seinen Athem.

»Bist Du da, lieber Freund?« sagte d'Artagnan mit matter Stimme.

»Ja, Herr Chevalier, man hat mich auf mein dringendes Bitten mit Ihnen eingesperrt.«

»Ich danke Dir, lieber Champagne. Aber Du weißt nicht, man will mich in der Bastille sterben lassen.«

»Still!« sagte Champagne leise; »wir haben draußen noch Freunde.«

»Freunde!« erwiederte d'Artagnan mit Bitterkeit. »Ach! wenn ein Mensch einmal vom Unglück heimgesucht wird, so verläßt ihn Alles!«

»Herr Chevalier, die Freunde, die Ihnen geblieben sind, werden Sie nicht verrathen.«

»Wer sind sie? —«

Champagne lauschte nach allen Seiten; dann neigte er sich auf das Lager seines Herrn und sagte so leise, daß d'Artagnan ihn mehr errieth als verstand:

»Die Weiber! —«

IX.

Wo gezeigt wird, daß sich die bestverschlossenen Thüren vor gewissen Gewalten aufthun.

Der Cardinal hatte seine Nichten unter der Leitung der Frau von Venelle nach Pontoise in das Kloster der Carmeliterinnen geschickt; aber er hatte die strengsten Befehle ertheilt: die Oberin sollte den drei Mädchen eine beständige Aufmerksamkeit widmen und sich sogar zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, wenn sie es für nöthig halten würde, von ihrer Anwesenheit überzeugen.

Diese ungewöhnliche Strenge bewies, daß das Abenteuer auf dem vorjährigen Maskenballe dem Cardinal nicht ganz unbekannt geblieben war und daß er einer Wiederholung desselben vorbeugen wollte.

Die Fräulein Mancini und Martinozzi, diese zumal, standen also unter vortrefflicher Aufsicht, und außer den ziemlich seltenen Besuchen ihres Oheims sahen sie fast Niemand, der nicht zum Kloster gehörte.

Doch wir irren uns; alle acht Tage kam im großen Staat der Prinz Eugen von Carignan *), aus dem Hause Savoyen, der ausnahmsweise ermächtigt worden war, den Nichten des Cardinals den Hof zu machen. Eugen von Carignan war zugleich ein fremder Prinz und von französischem Geblüt, denn seine Mutter war aus dem Hause Bourbon. Mazarin, der es auf Bundesverwandtschaft mit fürstlichen Personen abgesehen hatte, schmeichelte ihm mit Hoffnungen und schien sich seiner sogar zu bedienen, den Prinzen von Conti anzueifern: dieser stand mit dem Cardinal bereits in Unterhandlung und die Bewerbungen eines Andern konnten kein Geheimniß für ihn bleiben.

Die Heiratspläne des Cardinals wurden indeß ganz unerwartet durchkreuzt: er bestimmte Anna Maria für den Prinzen von Conti, Maria Mancini für den Prinzen Eugen und Olympia für — er mochte es sich noch nicht gestehen. Der Zufall wollte, daß Eugens Neigung sich für Olympia entschied.

Diese kam ihm auf halbem Wege entgegen, denn sie

*) Eugen Moriz, Vater des großen Feldherrn Eugen von Savoyen.

wußte wohl, welchen Nutzen sie aus dieser Liebe ziehen könne. Sie wünschte das verhaßte Kloster zu verlassen.

An einem schönen Augustmorgen kam eine Kutsche auf das Haus zu, und als sie um die Ecke der großen Gartenmauer biegen wollte, liefen zwei bisher wartende Männer zu ihren festgebundenen Pferden, schwangen sich in den Sattel und sprengten davon.

Als die Kutsche an die Stelle kam, von welcher die beiden Männer fortgeritten waren, hielt der Kutscher auf Befehl an. Ein junger Mann stieg aus und nahm einen an einem Zügel festgebundenen Brief auf, den er vermuthlich bemerkt hatte.

»Madame, Sie kennen vielleicht einen der beiden Reiter, die sich flüchteten, als wir nns näherten?« fragte er die im Wagen sitzengebliebene Dame.

»Ich glaube, es ist der Prinz von Savoyen.«

»Sollte er im Einverständniß mit Jemand sein? Wenn ich nicht irre, so war dieses Billet für ihn bestimmt.«

Der junge Mann faltete das räthselhafte Billet auseinander und las:

»Alla sera — decima ora — una scala — dei cavalli.«

»Es ist italienisch,« sagte die Dame, »ich verstehe nicht viel davon. Was bedeutet es?«

»Diesen Abend — um zehn Uhr — eine Leiter — Pferde.«

»Dann ist's gewiß der Prinz von Savoyen. Er liebt eine von den Nichten des Cardinals, und will so dem Onkel Zwang anthun. Wie wär's, wenn wir diese Leidenschaft benutzten?«

»Nein, morgen wär's vielleicht zu spät.«

Die Kutsche fuhr weiter und hielt bald vor dem Hauptthor des Klosters. Die Dame stieg aus, nachdem sie mit ihrem im Wagen zurückbleibenden Begleiter einige Worte gewechselt hatte. Er drückte sich in eine Ecke und zog zur größern Vorsicht seinen großen Hut tief ins Gesicht.

Die Dame schien vom Hofe zu sein; ihr festes, entschiedenes Auftreten, verbunden mit dem Luxus ihrer Livrée, beseitigte die Hindernisse, die den Besuchern sonst in den Weg gelegt wurden. Sie fragte nach der Oberin und antwortete der Klosterschwester auf die Frage, welchen Namen sie zu melden habe:

»Die Gräfin von Flavimont.«

Die Oberin pflegte ihre Besuche in ihrer Wohnung, nicht im Sprachzimmer, zu empfangen. Man führte daher die schöne Gräfin über den mit Rosen, Lilien und Tausendschön bepflanzten Hof. Die Dame widmete diesem Blumenschmuck aber keine Aufmerksamkeit; sie musterte die Fenster, an denen sich einige neugierige, heitere oder traurige Gesichter zeigten.

An einem Fenster mochten wohl einige bekannte Gesichter erscheinen, denn die Gräfin grüßte ehrerbietig zum rechten Flügel hinauf, als sie eben das hohe Vorhaus des Gebäudes, in welchem die Oberin wohnte, betreten wollte.

Sie blieb sogar stehen, ehe sie die zwei Stufen hinaufstieg, verneigte sich wieder und hielt einen Finger auf den Mund.

Die Klosterschwester führte sie in das Empfangszimmer, ein mit werthvollen religiösen Kunstwerken verziertes Gemach.

»Sie sind es, mein armes Kind!« sagte die Oberin, welche der schönen Witwe entgegenging und mit dem freundlichsten Lächeln, dessen nur eine zur Einsamkeit verurtheilte Dame fähig sein konnte, begrüßte.

Die Oberin war vormals die vertraute Freundin der Mutter gewesen und hatte die Gräfin immer wie ihre Tochter behandelt: sie gab daher ihr aufrichtiges Bedauern über das tragische Ende des Grafen zu erkennen. Die junge Dame hatte nie mehr als schwesterliche Zuneigung für ihren Gemal gehegt; ihr Herz war frei geblieben, und sie hatte sich an die Trennung schon ziemlich gewöhnt.

Die Gräfin hatte indeß einen wichtigeren Zweck; als die Beileidsbezeigungen erschöpft waren, nahm sie eine gleichgiltige Miene an und gab dem Gespräch eine Wendung, welche ihre persönlichen Verhältnisse nicht so unmittelbar berührte.

»Ich komme aus der Provinz,« sagte sie, »und ich muß gestehen, daß man dort mit den gewöhnlichsten Vorfällen unbekannt bleibt. Wenn ich nicht irre, habe ich so eben die Fräulein von Mazarin bemerkt.«

»Ja, sie sind hier,« antwortete die Oberin. »Wissen Sie denn nicht, daß Se. Eminenz mir seine Nichten anvertraut hat?«

»Nein, ich habe es nicht gewußt. Aber aus welchem Grunde? — Es ist wirklich sonderbar, zumal gerade jetzt, denn in Bordeaux spricht man nur von der Vermählung der einen mit dem Prinzen von Conti.«

»Vermuthlich soll sie den vielen zudringlichen Besuchen entzogen werden. Es wundert mich nur, daß mir Se. Emi-

nenz die größte Strenge empfohlen hat. Die jungen Damen dürfen ohne seine Einwilligung keinen Besuch empfangen.«

»Auch nicht den Besuch des Prinzen von Conti?« fragte die Gräfin ganz arglos.

»Es darf kein Mann dieses Haus betreten, mit Ausnahme des Königs und der Priester.«

»Der Prinz von Conti hat seiner geistlichen Würde noch nicht officiell entsagt. Er ist freilich noch in der Nähe von Bordeaux, zu Cadillac, und wartet den Schluß der Unterhandlungen ab, um sich wieder an den Hof zu begeben. Der Prinz von Condé ist höchst aufgebracht über die Unterwerfung seines Bruders.«

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür des Empfangzimmers geklopft.

»Herein!« sagte die Oberin.

Die Thür that sich auf. Die lachenden brünetten Gesichter der beiden Fräulein Mancini erschienen, und trotz des Unwillens, den die Oberin zu erkennen gab, stürzten sie herein und eilten in die Arme der Gräfin.

»Mesdemoiselles,« sagte die Oberin, »Se. Eminenz hat mir befohlen —«

Die gestrenge Dame schwieg. Sie bemerkte die blonde Anna Maria, die zögernd in der Thür stand.

»Mein Gott!« rief die Oberin, »wenn Se. Eminenz erfährt — ich bitte Sie, gehen Sie wieder in Ihre Zimmer!«

»Ei, die Gräfin Flavimont ist ja kein Türke,« erwiederte Maria Mancini schalkhaft, »sie wird uns nicht entführen.«

»Ich muß das Fräulein von Martinozzi sprechen,« flüsterte die Gräfin der schönen Olympia zu. »Ich kenne Ih-

ren Fluchtplan und werde Ihnen behilflich sein — aber vor allem muß ich Ihre Cousine sprechen.«

»Mesdemoiselles,« mahnte die Oberin, »Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen gern gefällig sein möchte; aber Sie compromittiren mich zu sehr und ich kann nicht dulden —«

»Es handelt sich von einem Menschenleben,« setzte die Gräfin leise hinzu.

»Anna Maria,« sagte Olympia zu ihrer Cousine, »vieni subito! Parlarti vuole di Carlo! sta in pericolo!«

Anna Maria eilte auf die Gräfin zu; aber die Oberin, über die Mißachtung ihres Gebotes erzürnt und vor den Folgen dieser Zusammenkunft im Voraus zitternd, faßte die Gräfin beim Arm und zog sie mit Gewalt in ein Nebenzimmer.

»Sie stürzen mich ins Unglück,« sagte sie; »der Cardinal wird mir nie verzeihen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich kann es Ihnen nicht erklären.«

Die Gräfin hielt es nicht für rathsam ihren Besuch zu verlängern, sie fürchtete Verdacht zu erregen. Sie nahm daher Abschied von ihrer mütterlichen Freundin, welche sie bis zum äußern Thurme begleitete.

»Nun? —« fragte leise der junge Cavalier im Wagen, als er die Gräfin zurückkommen sah.

»Sie wird bewacht, wie in einem Serail.«

»Sie haben sie nicht gesehen?«

»Es war unmöglich ein Wort mit ihr zu sprechen.«

»Was ist dann zu thun? — Wie wär's, wenn wir den Prinzen von Savoyen aufsuchten, ihm dieses Billet einhändigten und gemeinsame Sache mit ihm machten?«

»Wir wollen uns lieber nach Saint-Germain begeben,« erwiederte die Gräfin; »ich will der Königin Alles sagen.«

»Die Königin thut nichts, ohne sich mit Mazarin zu berathen.«

— »Nun, dann spreche ich mit dem Könige; die Dienste meines Gemals werden die Freiheit des Chevaliers bezahlen.«

»Nach Saint-Germain!« rief der junge Mann dem Kutscher zu.

»Ueber Conflans!« setzte die Gräfin hinzu, als sie die Unschlüssigkeit des Kutschers sah; »es ist der kürzeste Weg. Ueberdies muß der Prinz von Savoyen ebenfalls in Saint-Germain sein.«

In weniger als einer Stunde kam die Gräfin nach Conflans. Dort bestieg sie mit ihrem Begleiter eine Barke. Auch die beiden ausgespannten und in der Eile gesattelten Pferde wurden mitgenommen.

»Heute habe ich Glück,« sagte der Fährmann vergnügt; »es ist schon das dritte Mal, daß ich Pferde übersetze.«

Die Gräfin sah ihren Begleiter bedeutungsvoll an.

Als das Fahrzeug die westliche Spitze der großen Insel Conflans erreichte, hörte man Hörnerklänge im nahen Walde.

Bald darauf stürzte ein sehr starker Hirsch, von einer Meute heulender Hunde verfolgt, aus dem Walde hervor, stand einen Augenblick unschlüssig still und sprang dann entschlossen in den Fluß. Die Hunde folgten ihm bald nach.

»Rasch gerudert!« rief der junge Mann dem Schiffer zu. »Es ist eine Hofjagd,« sagte er zu der Gräfin, die sich aufrichtete, um die Jäger früher zu sehen.

Bald erschienen einige Rüdenknechte am Saume des

Waldes und hielten ihre Pferde an. Nachdem sie die Fährte des Hirsches aufgefunden hatten, wandten sie sich um, nahmen die Hüte ab, als sie den jungen König kommen sahen, und zeigten auf die Stelle des Flusses, wo man nur das Geweih des vom Strome fortgetriebenen Hirsches und die Köpfe der nachschwimmenden Hunde bemerkte.

Als die Barke landete, hielt der König sein Pferd an, und auf seinen Wink befahlen die Rüdenknechte dem Fährmanne, Se. Majestät an das jenseitige Ufer hinüber zu fahren, wo der Hirsch aller Wahrscheinlichkeit nach landen würde.

Während der König ungeduldig der Ausschiffung der Passagiere zusah, sagte ein Hofjäger, der den Hirsch und die Meute durch ein Fernrohr betrachtete:

»Sire, der Hirsch ist ertrunken.«

»Es ist ein gefährlicher Strudel dort unten,« setzte der Schiffer hinzu.

»Dann ist die Jagd zu Ende,« sagte der König verdrießlich.

Während er sich abwandte, fiel sein Blick zum ersten Male auf die Dame, welche eben ans Land gestiegen war.

»Sire —« sagte die Gräfin vortretend und sich verneigend.

Der König stieg vom Pferde, nahm den Hut ab und faßte ihre Hand mit jenem feinen Anstande, der den jungen Monarchen schon zum elegantesten Cavalier seines Hofes machte.

»Ei, wie kommen Sie denn hierher, Gräfin?« sagte er und sah ihren jungen Begleiter, der sein Haupt nicht entblößte, erstaunt an.

»Sire, ich bin auf dem Wege nach Saint-Germain.«

»Das ist sehr schön von Ihnen, Gräfin; denn man hat Sie sehr lange nicht am Hofe gesehen.«

»Sire, der Graf Flavimont —«

»Ja, Gräfin, wir haben's erfahren —«

Der König warf einen seltsamen Blick auf den jungen Mann, der immer seinen Hut noch nicht abnahm.

Die Gräfin verstand den Blick. Sie faßte die Hand ihres Begleiters und führte ihn vor den König.

»Sire,« sagte sie, wehmüthig lächelnd, »Frau von Barada vergißt, daß ein Mann vor dem König das Haupt entblößen muß.«

Gabriele — denn sie war es — erröthete, nahm schnell ihren Hut ab und zeigte dem jungen Monarchen den schönen italienischen Kopf, der unseren Lesern gewiß noch erinnerlich ist.

»Madame,« sagte Ludwig XIV., »wenn ich nicht irre, ist Herr von Barada seit kurzem einer der eifrigsten Freunde des Cardinals?«

»Ja, Sire,« antwortete Gabriele.

»Was wollten Sie denn in Saint-Germain machen, meine Damen? Und wie kommt es, daß Sie sich in diesem Aufzuge an den Hof begeben?«

»Wir wollten Ew. Majestät eine Bitte vortragen,« sagte Gabriele entschlossen.

»So!« sagte der König die Stirn runzelnd.

»Sire, wir kommen von Pontoise,« setzte die Gräfin hinzu; »ich wünschte zuerst die beiden Fräulein von Mancini, welche im Kloster der Carmeliterinnen sind, um ihren Beistand zu bitten.«

Der König erröthete, als der Name Mancini genannt wurde.

»Aber es ist mir nicht erlaubt worden, die jungen Damen zu sprechen.«

»Ist es möglich!« erwiederte Ludwig XIV.; »sind sie denn Gefangene in diesem Kloster?«

»Ja, Sire, nicht viel besser als Gefangene.«

»Das scheint mir grausam und ungerecht,« sagte der König, der ganz nachdenklich geworden war.

In diesem Augenblicke kamen die Hofcavaliere, welche das Jagdgefolge des Königs bildeten, aus dem Walde und schaarten sich um den jungen Monarchen und die beiden Damen; aber auf einen Wink des Königs zogen sie sich etwas zurück.

»Es lag Ihnen gewiß sehr daran, Gräfin,« sagte Ludwig XIV., »sich von den Fräulein Mancini bei mir empfehlen zu lassen?«

»Ja, sehr viel, Sire.«

»Es fällt mir etwas ein: ich möchte hören, wie sie eine Person loben, für welche meine Frau Mutter die größte Achtung hegt.«

»Wie, Ew. Majestät —«

»Ja, Madame, wir wollen mitsammen das Carmeliterkloster besuchen,« setzte der König sehr vergnügt hinzu.

»Aber —« begann Gabriele.

»Halten Sie den Plan nicht für ausführbar?«

»Sire, Männer haben bei den Carmeliterinnen zu Pontoise keinen Zutritt.«

»Die Könige haben überall Zutritt,« antwortete Ludwig XIV. mit galantem Anstande.

Dann wandte er sich zu seinem Gefolge und rief einem Hofcavalier.

»Kommen Sie näher, lieber Vetter,« sagte er.

Der eine der beiden Cavaliere, welche vor einer Weile zu Pontoise davongeeilt waren, näherte sich und begrüßte den König. Es war wirklich der Prinz von Savoyen, den man den Grafen von Soissons zu nennen anfing.

»Sire,« sagte Gabriele, welche jedes Hinderniß zu beseitigen wünschte, »wenn Ew. Majestät meinen Rath einiger Beachtung werth halten, so werden Sie Ihre Pferde hier lassen: wir haben eine Kutsche am andern Ufer.«

»Sehr schön,« antwortete Ludwig. »Kommen Sie mit, Vetter.«

»Wohin, Sire?«

»Nach Pontoise.«

»Mit Vergnügen, Sire.«

»Meine Herren, erwarten Sie mich hier, ich werde in zwei Stunden zurück sein,« sagte der König zu seinem Gefolge.

Dann reichte er der Gräfin die Hand und führte sie in das Boot. Gabriele und der Prinz von Savoyen folgten.

Der Fährmann war sehr stolz auf die Ehre, die ihm zu Theil wurde. Er wunderte sich, daß der König ungeachtet der Hitze den Hut in der Hand behielt, so lange als er mit der Gräfin sprach. Ludwig XIV. behielt bekanntlich diese Gewohnheit selbst in der Zeit seines größten Glanzes bei.

Eine Stunde nachher — denn auch der Kutscher der Gräfin that sein Möglichstes — that sich das Thor des Carmeliterklosters auf und die Kutsche fuhr mitten in den großen Hof.

Die Oberin war im höchsten Grade erstaunt und erfreut. Sie empfing den König kniend und entschuldigte sich, daß sie den unerwarteten Besuch nicht mit dem üblichen Ceremoniell empfangen könne; aber Ludwig XIV. hob sie wohlwollend auf, führte sie in den großen Saal und setzte sich an den Tisch, der sogleich mit Erfrischungen besetzt wurde.

»Madame,« sagte er dann, »haben Sie die Güte, den Fräulein Mancini und Martinozzi anzuzeigen, daß wir sie zu begrüßen wünschen.«

Die Oberin, die bis dahin nur den König beachtet hatte, warf erst jetzt einen Blick auf die Personen, welche Se. Majestät begleitet hatten, und sie erblaßte, als sie das sanfte, lächelnde Gesicht der Gräfin Flavimont erkannte.

Sie gab indeß ihre Befehle, indem sie zu sich selbst sagte:

»Se. Eminenz wird nicht in Abrede stellen, daß ich gezwungen worden bin.«

Gabriele war verschwunden.

X.

Gabrielens Hilfsmittel.

Gabriele hatte sich nach Paris begeben, wo sie bei Anbruch der Nacht ankam. Frau Pluchet empfing die Leidensgefährtin mit holder Freundlichkeit und hörte begierig der Erzählung ihrer abenteuerlichen Reise zu. Gabriele überließ zwar der Nichte des Cardinals die Sorge, für d'Artagnan ein gutes Wort einzulegen, aber sie hoffte kaum, daß er auf diese Weise seine Freiheit wieder erhalten werde; sie wollte selbst handeln, und sie glaubte den Chevalier

bald aus der Bastille zu bringen, wenn sie nicht genöthigt sein würde sich den Nachforschungen Barada's zu entziehen. Sie bereute nun bitter, daß sie unter dem Galgen am Chapeau-Rouge das Geheimniß ihrer Liebe preisgegeben; denn als die Frau eines Parlamentsrathes wäre es ihr vielleicht nicht schwer gewesen, sich in einem Staatsgefängniß Zutritt zu verschaffen. Sie war nun auf ihre eigene Kraft und Erfindungsgabe beschränkt, und um sich Muth zu machen, nahm sie Frau Pluchet unter dem Vorwande eines Spazirganges mit.

Sie nahm den Weg zu der düstern Zwingburg.

»Wenn ich mich doch in meinen Mann verwandeln könnte!« sagte Etiennette; »er kann alle Tage in die Bastille gehen.«

»Wie?« fragte Gabriele.

»Er liefert die Speisen für die Gefangenen.«

»O! dann werden wir hineinkommen,« erwiederte Gabriele mit einem trotzigen Blicke auf die hohen Mauern. »Und wenn wir ihn nicht retten können, wird es uns wenigstens möglich sein, seine Lage zu erleichtern.«

Am andern Morgen wurde Pluchet von seiner Frau in das Zimmer gerufen, wo Gabriele versteckt war. Er war ganz erstaunt, den gestern angekommenen jungen Cavalier nicht mehr in schwarzen Sammtkleidern, mit Federhut und Degen, sondern in dem schmutzigen Anzuge eines Küchenjungen zu finden.

»Lieber Pluchet,« sagte Etiennette, »ich will nicht länger mehr hinter dem Berge halten; denn Du wirst unsere Absichten gewiß besser fördern, wenn Du den Zweck derselben kennst.«

»Du hast Recht,« antwortete Pluchet, »und ich glaube kein schlechter Rathgeber zu sein.«

»Sie haben es während der Fronde bewiesen,« sagte Gabriele.

Der Gastwirth sah sie bestürzt an, denn seitdem er sich für Mazarin erklärt und zumal seitdem er seine Rechnung dabei gefunden hatte, wäre es ihm lieb gewesen, seine stürmische Vergangenheit in die Nacht der tiefsten Vergessenheit zu begraben.

»Höre, Pluchet,« sagte Etiennette, welche das Erstaunen ihres Mannes gar nicht beachtete, »dieser Herr ist eine Dame und wünscht mit Dir in die Bastille zu gehen, wenn Du die Speisen für die Gefangenen bringst. Du hast nichts zu fürchten, es handelt sich nicht um Politik, und wenn ich es betheuere, kannst Du es glauben. Madame muß den Chevalier d'Artagnan sprechen, und Du allein kannst ihr dazu behilflich sein.«

»Mein Gott! was muß ich hören? Das ist nicht möglich. Glaubst Du denn, man könne mit den Gefangenen sprechen? Ich habe den Chevalier noch gar nicht in seiner Zelle gesehen. Er muß in strengster Haft sein. Meine Leute gehen wohl zu einigen Gefangenen, aber Anderen bringt der Gefangenwärter oder der Aufseher selbst die Speisen.«

»Wie wollen Sie es denn anfangen?« fragte Etiennette verzagt den verkleideten Küchenjungen.

»Das wird sich finden. Wenn ich nur erst in der Bastille bin.«

»Madame,« erwiederte Pluchet, »ich kann zu einem solchen Wagstück meine Hand nicht bieten.«

»Warum denn nicht?« fragte die schöne Wirthin seh

erstaunt über den ganz ungewohnten Widerstand ihres Mannes.

»Erstens weil ich mich nicht verdächtig machen kann, und zweitens weil ich dabei Gefahr laufe, meine Lieferung zu verlieren.«

»Was,« eiferte Etiennette, »Du würdest Dich durch solche Rücksichten abhalten lassen! Pfui, das ist sehr lumpig!«

»Aber wenn man mich in's Gefängniß steckte —«

»Und was würde daran liegen? Der Chevalier d'Artagnan ist ja im Kerker, und ist doch ein ganz anderer Mann als Du!«

»Das will ich zugeben, aber es gehört im Grunde zu seinem Gewerbe.«

»Und wem hast Du zu danken, daß Du nicht als Wühler, als Anhänger des Coadjutors verfolgt wirst?«

»Still, Etiennette!« sagte Pluchet, vor Schrecken erblassend. »Ich bin der aufrichtigste Freund des Cardinals. Ich will es vor aller Welt bekennen: Mazarin ist ein großer Mann!«

»Madame wird Dich in die Bastille begleiten!« sagte Frau Pluchet gebieterisch.

»Nun, meinetwegen!« erwiederte der zaghafte Spießbürger. »Aber wenn ein Unglück geschieht, so hast Du es zu verantworten.«

»Wenn ein Unglück geschieht! —« sagte Etiennette traurig und faßte Gabrielens Hand.

Und der Blick der beiden Frauen schien hinzuzusetzen: »Unser Unglück ist schon so groß!«

Gegen Mittag schritt Gabriele über die große Zug-

brücke der Bastille. Sie trug einen schweren Korb, der in dem von einem Hausknecht gezogenen Handkarren nicht mehr Platz gefunden hatte.

Die Vertheilung der Speisen begann, und so lange als es die Gefangenwärter nicht untersagten, ging Gabriele in die Zellen oder Kerker. Ihre Rührigkeit erregte allgemeine Verwunderung und ihr schönes Gesicht machte ihr Freunde. Sie bemerkte es, und mäßigte ihren Eifer, um keinen Verdacht zu erregen. Aber so oft sie mit leeren Händen aus einer Zelle kam, drückte ihr Gesicht Enttäuschung und Schmerz aus. Pluchet war sehr unruhig; denn je mehr er darüber nachdachte, desto weniger wußte er, ob er das Mißlingen oder das Gelingen des Unternehmens wünschen sollte.

Nur etwa zehn Zellen oder Kerker blieben dem Gastwirth und seinen Gehilfen verschlossen, und Gabriele zweifelte nicht, daß sich der Chevalier in einem dieser Gemächer befinde, wenn man ihn nicht etwa in ein anderes Staatsgefängniß gebracht hatte.

Sie beendeten die Austheilung der Speisen in dem Thurme de la Betaudière, und die rastlose Gabriele, die in einen ziemlich hellen Kerker trat, bemerkte mit Erstaunen die Farbe der Haare des Gefangenen, der, unbekümmert um das Geräusch, auf seinem Strohsack liegen blieb.

Gabriele trat schnell auf ihn zu und rief freudig überrascht:

»Sie sind's, Louis?«

Der Poet wandte sich um, als er die wohlbekannte Stimme hörte.

»Gabriele!« sagte er mit Entzücken. »Ich träume eben von Ihnen!«

Dieser reine Ausdruck der Liebe und Hingebung war wie ein Dolchstich für Gabrielens Herz; sie verlor im ersten Augenblick die Fassung und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

»O, ich errathe —« sagte Vigé mit Wehmuth; »Sie sind nicht um meinetwillen hier —«

»Nein, lieber guter Louis,« antwortete Gabriele; »ich suche ihn — er ist hier, nicht wahr?«

»Ja, so lange wie ich. Wir waren zusammen, man hat uns getrennt.«

»In welchem Theile der Bastille ist er?«

»Im Freiheitsthurme Nr. 14.«

»Wir sind schon da gewesen,« sagte sie; »wir durften nicht hinein. Wenn ich ihn wenigstens hätte benachrichtigen können —«

»Legen Sie ihm einen Zettel ins Brot,« sagte Vigé. »Er zerbrach es täglich in der Erwartung, ein Billet darin zu finden.«

»Gut.«

In diesem Augenblicke hörte man draußen eine keifende Stimme.

»Ich komme schon —« sagte Gabriele und verließ schnell die Zelle des Poeten.

Denselben Abend trug der Gefangenwärter in die Zelle Nr. 14 des Freiheitsthurmes ein Stück Brot, in welches Gabriele einen Zettel gesteckt hatte. Auf dem Zettel stand blos das Wort: Muth!

Am andern Mittage trat der Nachfolger Sans-Pair's, wie gewöhnlich, allein in d'Artagnan's Kerker, um ihm die Speisen zu bringen; aber er kam sogleich wieder heraus und

gab das innigste Mitleid zu erkennen. Gabriele bemerkte den Ausdruck seines Gesichts; allein sie mochte nicht fragen was in der Zelle vorgehe — sie fürchtete sich zu verrathen. Zum Glück sagte der Gefangenwärter zu ihr und Pluchet:

»Kommen Sie und helfen Sie mir.«

Sie traten in den Kerker. Gabriele glaubte, es müsse ihr das Herz brechen, als sie d'Artagnan regungslos am Boden liegen sah.

»Der arme Teufel!« sagte der Gefangenwärter; »man hat nicht wohl gethan, ihm seinen Diener zu nehmen, der ihn so gut bediente.«

»Wie, er hatte einen Diener?« sagte Gabriele.

»Ja, aber er bedient jetzt den Gouverneur. Der Herr scheint ganz wahnsinnig zu sein.«

»Das ist fürwahr nicht zu verwundern,« sagte Gabriele; »nicht wahr, Herr Pluchet?«

Der Gastwirth nickte schweigend; er wollte sich nicht einmal durch ein Wort compromittiren.

D'Artagnan wurde auf seine Pritsche gelegt.

»Wenn es wahrscheinlich ist, wird man ihn loslassen,« sagte Gabriele.

»O, er wäre nicht der Erste,« erwiederte der Gefangenwärter; »das Gefängniß macht's. Ein Wahnsinniger ist hier seit mehr als zwanzig Jahren.«

»Das ist abscheulich!« eiferte Gabriele. »Sie werden doch den Arzt holen?«

»Ja,« antwortete der Gefangenwärter, indem er auf ein näher kommendes Geräusch lauschte.

»Was ist denn, Maître?«

»Man kommt. Geschwind hinaus! Es wird der Inspector sein, der auf heute angemeldet ist.«

Sie entfernten sich eilends aus der Zelle, welche der Gefangenwärter nur verriegelte, da er dem erwarteten Beamten schnell entgegengehen wollte. Pluchet und Gabriele blieben zurück, denn die Austheilung der Speisen war im Freiheitsthurme beendet.

Der Gefangenwärter war kaum auf der Wendeltreppe verschwunden, so eilte Gabriele auf Nr. 14 zu, zog den Riegel zurück und bat den Gastwirth, sie einzuschließen und sich dann schnell zu entfernen. Pluchet gehorchte wie ein Automat und ging seufzend die Treppe hinunter. Der Gefangenwärter, der mit mehren Personen im Gespräch war, beachtete ihn kaum.

Pluchet raffte nun eilends seine Geräthe zusammen, trieb seinen Hausknecht, der im Hofe bei dem Karren wartete, zur Eile an und verließ die Bastille, nachdem er den üblichen, aber bei dem wohlbekannten Lieferanten gemilderten Formalitäten Genüge geleistet hatte.

Als er nach Hause kam, sank er erschöpft nieder und Etiennette konnte kein Wort aus ihm herausbringen.

Sobald Gabriele in d'Artagnan's Kerker war, legte sie ihren schmutzigen Kittel ab und nahm den garstigen Hut vom Kopfe.

»Chevalier, Chevalier,« sagte sie, dem Gefangenen näher tretend, »ich bin's!«

Und da d'Artagnan nicht antwortete, so schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn mit der vollen Glut ihrer Liebe.

»Charles, Charles, erwache!« rief sie schluchzend.

D'Artagnan richtete sich auf und hielt einen Finger auf den Mund.

»Still!« sagte er.

»Charles, erkennst Du mich denn nicht? — Höre, es ist mir gelungen, mich hier einzuschleichen. Wenn es Niemand entdeckt, werde ich Dich nicht mehr verlassen; ich will deine Magd sein, ich will mich mit einem Viertel von deinem Brot begnügen, und ich werde mich glücklich schätzen, für Dich zu leiden! — Bei Dir zu leben, selbst hier, wird für mich der Himmel sein!«

»Gabriele —« sagte d'Artagnan, sie an sein Herz drückend, »Du bist ein Engel, Du hast mich nicht vergessen.«

»O, wir werden Dich retten —«

»Still!« sagte d'Artagnan lauschend.

»Du bist nicht wahnsinnig, nicht wahr? Du hast gehört, was der Mann sagte: man läßt die Wahnsinnigen hier sterben.«

»Verstecke Dich, man kommt,« sagte d'Artagnan, der sich auf seinen Stein setzte.

Gabriele schlüpfte hinter den Vorhang, und d'Artagnan nahm die Haltung eines Lesenden an, obgleich er kein Buch hatte.

Ein Schlüssel wurde in das Schloß gesteckt, aber dieses war nicht zugesperrt. Die Riegel wurden sogleich mit großem Geräusch zurückgezogen.

»Diese Thür ist schlecht verschlossen,« sagte eine gebietende Stimme.

D'Artagnan wurde durch den Ton dieser Stimme wie durch einen elektrischen Schlag getroffen, und seine Augen

sprühten Feuer. Unterdessen trat der Gefangenwärter mit einer brennenden Fackel ein; die Uebrigen folgten ihm.

Es waren der Lieutenant des Königs mit gezogenem Degen, vier bewaffnete Soldaten und ein Mann in der rothen, mit Hermelin verbrämten Amtstracht der Parlamentsräthe. Besmaur hatte so viel Schamgefühl, vor seinem zu strenger Haft verurtheilten Freunde nicht zu erscheinen; denn er mußte sich im Stillen die Schuld der längeren Einkerkerung zuschreiben: er hatte ja Kenntniß von dem Irrthum, und es wäre ihm nicht schwer gewesen, dem Cardinal die nöthigen Aufklärungen zu geben.

»Wie heißt dieser Gefangene?« fragte der Beamte mit etwas unsicherer Stimme.

»Ich weiß es nicht; er ist in strenger Haft,« antwortete der Offizier.

»Ich will's Ihnen sagen, wenn Sie wollen,« antwortete d'Artagnan, ohne seine Stellung zu verändern: »ich bin der Erwählte, mein Name ist Duretête. Ich bin der General, den Gott zum Führer der Legion Israels erkoren hat!«

Der Beamte sah den Gefangenwärter an.

»Ich sagte es Ihnen ja,« versetzte dieser und deutete mit dem Finger auf die Stirn.

»Der Herr der Heerschaaren ist unter dem Geschmetter der Trompeten zum Himmel aufgestiegen!« declamirte d'Artagnan.

»Haben Sie sich über die Kost zu beklagen?« fragte der Beamte heftig.

»Komm, heiliger Geist,« fuhr d'Artagnan fort, »und

sende einen Strahl deines Lichtes auf uns herab! Komm, Vater der Armen, Gnadenspender!«

»Es hilft nichts,« sagte der Beamte, der auf die Thür zuging, um seine heimliche Freude zu verbergen.

»Herr,« sagte d'Artagnan und streckte die Hände nach dem Beamten aus, »ich rufe Dich aus tiefem Abgrunde an. Erhöre mich!«

»Was wollen Sie?« fragte der Mann in dem rothen Gewande stillstehend.

»Bitte für mich bei dem Herrn der Heerschaaren, daß er Israel den Sieg verleihe.«

»Ich werde es thun, mein Freund.«

»Denn ich bin doch Duretête, nicht wahr? So heiße ich doch?«

»Ja wohl,« erwiederte der Beamte, sich zu dem Offizier wendend. »Ich habe triftige Gründe zu glauben, daß dieser Unglückliche wirklich der berüchtigte Duretête sei.«

»Du lügst, Schurke!« rief der Chevalier, mit furchtbar drohender Haltung aufspringend. »Du weißt wohl, daß ich nicht so heiße! — Meine Herren, ich bin der Chevalier d'Artagnan!«

»Der Chevalier d'Artagnan?« wiederholte der Offizier.

»Kommen Sie, der Mensch ist wahnsinnig!« sagte der Parlamentsrath.

»Nein, Baraba, ich bin nicht wahnsinnig, ich wollte Dir nur eine Falle stellen. Du bist sie eingegangen, wehe Dir! Ich wollte aus Rücksicht auf ein weibliches Wesen Alles vergessen; ich wollte Dir aus Mitleid für sie deine Verbrechen verzeihen. Aber Du trittst offen als mein Feind auf,

Du hast die Absicht mich hinter diesen Mauern vermodern zu lassen — jetzt wehe Dir!«

»Platz, meine Herren!« sagte Barada bleich vor Zorn und Entsetzen, indem er sich zu den an der Thür stehenden Soldaten wandte.

»Barada!« erwiederte d'Artagnan, der mit geballten Fäusten auf ihn zutrat.

Der Offizier hielt ihm die Degenspitze auf die Brust.

»Schießet ihn nieder!« rief Barada. »Ich befehle es Euch im Namen des Königs!«

Die Soldaten senkten ihre Musketen.

D'Artagnan trat schnell in den Winkel des Kerkers, wo sein Lager stand, und hüllte sich in die Vorhänge.

»Ich will nicht sterben,« rief er; »meine Sendung ist noch nicht zu Ende!«

Aber ein Schreckensruf antwortete seiner Stimme, und alle Anwesenden gaben ihr Erstaunen zu erkennen.

D'Artagnan hatte den Vorhang, hinter welchem Gabriele versteckt gewesen war, weggezogen; Barada hatte sie erkannt und war schreiend vor die Musketen getreten.

»Wie ist er hierhergekommen?« sagte der Gefangenwärter erschrocken.

»Hinaus, Madame!« rief Barada, auf die Thür zeigend.

»Ein Frauenzimmer!« sagten die Anwesenden.

Gabriele sank neben dem Lager nieder und flüsterte dem Chevalier in spanischer Sprache zu:

»Sei ruhig, Freund, ich werde, nahe oder fern, für deine Rettung sorgen!«

Barada faßte Gabriele beim Arm und zog sie zum Kerker hinaus.

»Auf Wiedersehen, Herr von Barada!« sagte d'Artagnan, dem dieser Auftritt wieder einige Hoffnung gab.

Barada erhielt von dem Gouverneur nur mit großer Mühe die Erlaubniß, seine Frau mitzunehmen. Er mußte die Rückkehr eines an den Cardinal abgeschickten Eilboten abwarten.

Drei Stunden nachher wurde Gabriele in dem Betzimmer des von ihr und Barada früher bewohnten Hauses eingesperrt.

»Das Leben Ihres Buhlen wird nun bald ganz in meiner Gewalt sein,« höhnte der entsetzliche Mensch; »denn diesen Morgen hat mir der Cardinal die Stelle des Gouverneurs der Bastille versprochen.«

»Nehmen Sie sich in Acht!« erwiederte Gabriele entschlossen. »Ich werde furchtbare Rache nehmen, wenn Sie ihm nur ein Haar krümmen!«

»Das wird sich finden,« antwortete Barada höhnisch lachend.

XI.

Ludwig XIV., der Vater seiner Unterthanen.

Wir haben die Gräfin Flavimont und den König im Kloster zu Pontoise gelassen. Die von ihnen erwarteten drei Nichten Mazarin's eilten, von der unvermeidlichen Frau von Venelle gefolgt, sogleich herbei. Die Abgesandtin der Oberin hatte sich nicht einmal bis in die Wohnung der Mädchen zu bemühen; denn eine in den Hof fahrende Kutsche war eine sehr ungewohnte Erscheinung, welche ihre Aufmerksamkeit erregte, und die Ankunft eines Königs ein so außerordentliches Ereigniß, daß man ihnen ein ruhiges Verweilen zwischen den vier Wänden nicht zumuthen konnte.

Ludwig küßte seinen lieben alten Gespielinnen, wie er sie damals nannte, mit galantem Anstande die Hände und nahm die tiefen Knixe der Gouvernante huldreich auf. Er lud die Damen ein, die Erfrischungen mit ihm zu theilen; aber die Oberin wollte diese große Ehre für sich nicht annehmen, sie blieb hinter Sr. Majestät stehen, um selbst zu bedienen.

Die Gräfin knüpfte sogleich mit Anna Maria ein lebhaftes Gespräch an, und sie verlor keine Zeit mit nichtssagendem Geschwätz, wie der König, der Prinz und die Mancini; sie erzählte ihr die unbegreifliche Gefangenschaft d'Artagnan's.

Anna Maria verhehlte keineswegs den Antheil, den sie an seinem Schicksal nahm. Ueberdies war sie durch ihre Einsperrung und die in Aussicht gestellte Zwangsheirat keineswegs günstig für ihren Oheim gestimmt. Sie suchte nicht einmal zu erforschen, warum die Gräfin so handelte und wie sie in den Besitz des Geheimnisses gekommen war. Sie hielt die Einkerkerung d'Artagnan's natürlich für die Folge von Enthüllungen des Boten, den er von Bordeaux an sie abgeschickt hatte; dieser Bote, meinte sie, sei von dem Cardinal wieder freigelassen worden, und habe die Freundinnen d'Artagnan's bewogen, sich für den Gefangenen zu verwenden.

Uebrigens war keine Zeit mit Grübeln zu verlieren. Anna Maria zeigte sich als die würdige Nichte des diplomatisch gewandten Mazarin; sie nahm an dem tändelnden Gespräch ihrer Cousinen theil und bezwang durch ihren festen Willen die ungestümen Regungen ihres Herzens.

»Ein ertrunkener Hirsch ist also nicht werth, von der Jagdgesellschaft in Augenschein genommen zu werden?« sagte sie.

»Er würde eine gar zu traurige Figur spielen. Ein nasses, aufgedunsenes Thier! Die Rüdenknechte werden ihn aus dem Wasser holen, aber ich mag ihn gar nicht sehen.«

»Aber die Jagd ist doch ein wahrhaft königliches Vergnügen,« sagte Maria Mancini.

»Die Jagd ist ein barbarisches Vergnügen,« erwiederte Anna Maria; »wenn ich ein Mann wäre, würde ich alle jene Unterhaltungen vorziehen, an denen Damen theilnehmen.«

»Ich gebe zu,« sagte Ludwig, »daß die Jagd der feinen Sitte nicht förderlich ist.«

»Das beweist Hippolyt im Alterthum, und Ihr erlauchter Vater, der König Ludwig XIII.,« sagte Olympia, die ihr leises Gespräch mit dem Herzoge von Savoyen abbrach.

»Der selige König war allerdings ein großer Jäger, aber er war kein Feind der Damen, wenn er auch sehr zurückhaltend gegen sie war.«

»Sire,« erwiederte Anna Maria, »Sie werden sich erinnern, daß wir vor einem Jahre ebenfalls in diesem Kloster eingesperrt waren. Ein Ball ward improvisirt —«

»Ein allerliebster Ball!« riefen Olympia und Maria Mancini.

»Man hat mir Wunder davon erzählt,« sagte der Herzog von Savoyen.

»Wir konnten ihn leider nicht besuchen,« sagte Anna Maria mit einem schalkhaften Seitenblick auf die Oberin.

»Sire, das Ludwigsfest ist nahe,« sagte Maria Mancini, an den Fingern zählend, denn sie errieth sogleich die Absicht ihrer Cousine.

»Man spricht schon von der Pracht des Balles, der an diesem Tage im Louvre sein soll,« sagte der Graf von Soissons.

Wir geben dem Prinzen schon jetzt diesen Namen, unter welchem er später bekannt war.

»Wird's ein Maskenball sein?« fragte Olympia.

»In der That, meine Damen,« sagte der König, »Sie sind weit besser unterrichtet als ich. Ich wußte nicht einmal, daß wir im August sind.«

»Es gibt Dinge, welche Ew. Majestät leicht vergessen,« sagte Maria Mancini ernst.

»Nun gut,« erwiederte der König, »wenn's Ihnen angenehm ist, soll's ein Maskenball sein.«

»Ach, was liegt uns daran, wenn wir ihn nicht besuchen können,« sagte Anna Maria.

»Warum sollten Sie ihn nicht besuchen?«

»Aus sehr vielen Gründen. Erstens sind wir hier eingesperrt, mit dem ausdrücklichen Verbot, die Schwelle zu überschreiten,« antwortete Olympia, indem sie den Grafen von Soissons lächelnd ansah.

»Und zweitens?« fragte der König.

»Sire, dieser Grund ist so triftig, daß die übrigen gar nicht genannt zu werden brauchen.«

»Sie sollen den Ball besuchen, meine Damen.«

O! Sire, der Herr Cardinal wird es nicht zugeben.«

»Glauben Sie?« erwiederte Ludwig, dessen Stirn sich versinsterte.

»Fragen Sie Frau von Venelle.«

»Sire,« antwortete die alte Dame auf die stumme Frage des Königs, »das letzte Mal als ich die Ehre hatte den Herrn Cardinal zu sehen, schien er entschlossen, seine Nichten lange hier zu lassen.«

»Wünscht der Herr Cardinal etwa, daß die jungen Damen den Schleier nehmen?«

»Sire,« sagte Olympia, »er weiß, daß wir keinen Beruf dazu haben.«

»Schade,« erwiederte der König, »denn nach dem Gesicht der Frau Oberin zu urtheilen, muß man sehr glücklich in diesem Hause sein.

»Sire, —« stammelte die Oberin, welche durch dieses Lob ganz aus der Fassung gebracht wurde.

»Aber man sagte uns,« versetzte Anna Maria, die das Gespräch wieder auf den Ball zu lenken suchte, »daß sich gewisse Personen, in Dominos gehüllt, auf jenem Balle in Begleitung eines Toreador ungemein gut unterhalten haben.«

»Ja, es soll ein Maskenball sein. Ich werde mit meiner Mutter darüber reden,« erwiederte der König, der den Blicken der beiden Schwestern nicht zu widerstehen vermochte.

»Ihre Majestät wird einwilligen,« sagte Anna Maria, »aber der Herr Cardinal wird's nicht zugeben.«

»Wir haben im letzten Carneval freilich äußerst glänzende Maskenbälle gehabt,« sagte der König kleinlaut, »und der Cardinal würde einige Ursache haben —«

»Ich möchte den Ball besuchen, es sei nun ein Maskenball oder nicht,« sagte Anna Maria mit einer Lebhaftigkeit, die ihrem sanften Wesen sonst nicht eigen war.

»Ich auch!« setzten die beiden Mancini hinzu.

»Sie sollen nicht fehlen, Mesdemoiselles,« sagte der König.

»Aber Sire,« antwortete Anna Maria mit Ungeduld, »der Herr Cardinal wird's nicht zugeben.«

»Warum nicht?«

»Weil er der Gebieter ist,« sagte Anna Maria und sah den jungen König dreist an.

Ludwig erblaßte und schlug die Augen nieder, dann stieg ihm die Zornglut ins Gesicht.

»Morbleu!« sagte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, »mich dünkt, daß es keine zwei Könige in Frankreich gibt.«

»Das ist wahr, Sire, aber Ihr hochseliger Vater —«

»Er ließ seinen Minister regieren, weil es ihm bequemer war; aber ich lasse den meinigen nur unter der Bedingung regiren, daß er sich meinem Willen nicht widersetzt.«

»Sire, er ist unser Oheim.«

»Und ich bin der Vater aller meiner Unterthanen, ohne Ausnahme. Die Anreden der Herren vom Parlament und der Schöffen aller Städte, die ich auf meinen Reisen berührt, haben mir's genug wiederholt. Ein Vater hat mehr zu sagen als ein Oheim; folglich gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie den Ball besuchen werden.«

Anna Maria und ihre Cousinen gaben ihre Zweifel durch ein spöttisches Lächeln so deutlich zu erkennen, daß der König erzürnt aufsprang.

»Es sind noch vierzehn Tage bis zum Ludwigsfeste, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

»Sie brauchen diese vierzehn Tage, um Ihre Vorbereitungen für den Ball zu treffen?«

»Ja, Sire, zum allermindesten vierzehn Tage,« antworteten die drei Cousinen einstimmig.

»Nun, dann nehme ich Sie heute mit.«

»Wohin, Sire?«

»Nach Saint-Germain, wo meine Mutter ist.«

»Sire —« sagte Frau von Venelle schüchtern.

»Madame, Sie werden die Angelegenheiten der jungen Damen besorgen und ihnen folgen, wann Sie wollen,« erwiederte der König. — »Kommen Sie, Mesdemoiselles! Ich will Ihnen beweisen, daß ich der König bin, wenn auch Herr von Mazarin der regierende Minister ist.«

»Sire —« sagte die Oberin kleinlaut.

»Was noch?« fragte der König mit fieberhafter Ungeduld.

»Halten zu Gnaden, Sire,« antwortete die Oberin, die sich nun ganz willig fügte, »die Kutsche, in welcher Ew. Majestät gekommen sind, kann nicht —«

»Das ist wahr,« sagte der König.

»Sire,« setzte die Oberin, »ich habe einen Wagen, den ich mit der größten Freude —«

»Gut, Madame. Lassen Sie geschwind anspannen, wir wollen fort.«

Die Oberin gab eilends ihre Befehle. Die alte Kutsche, in welcher sie jährlich einmal nach Paris fuhr, wurde aus der Remise hervorgeholt und mit zwei in der Eile bestellten Postpferden bespannt.

»Sie werden nicht mehr sagen, Madame, daß man Sie gezwungen,« sagte Frau von Venelle ärgerlich.

»Ach! der König ist so liebenswürdig,« antwortete die Oberin, »man kann ihm nichts abschlagen.«

Ludwig ließ die Gräfin und Anna Maria in den ersten Wagen steigen; die beiden Mancini und der Prinz stiegen in den zweiten. Aber Frau von Venelle erklärte, daß sie die jungen Mädchen, welche ihr der große Staatsmann anvertraut, keine Minute verlassen werde. Die alte Dame wollte den ersten Sturm in Gegenwart des Königs aushalten.

Aber die Gräfin sah sich vergebens nach Gabriele um. Diese war verschwunden; sie hatte der Gräfin und dem Fräulein Martinozzi die Sorge überlassen, die weiteren Schritte zu thun.

Zu Conflans stieg der König aus dem Wagen und

wurde von den zahlreich versammelten Landleuten mit Jubel begrüßt.

Der Fährmann hatte sein Schiff mit Teppichen und Blumen geschmückt und die Ueberfahrt ging sehr lustig von Statten.

Am andern Ufer bestiegen die Mädchen drei Jagdpferde, und die Gräfin erklärte, sie würde der Frau von Venelle Gesellschaft leisten, bis ihr Fuhrwerk vom andern Ufer herüber gebracht worden wäre. Der König ließ einen Cavalier zum Schutze der beiden Damen zurück; aber ehe er zu Pferde stieg, trat er auf die Gräfin Flavimont zu, um ihr die Hand zu küssen.

»Nun, Gräfin, Sie haben immer noch nicht gesagt, was für eine Gnade Sie von uns erwarten.«

»Sire, die Fräulein von Mazarin wünschen das Kloster zu verlassen und somit ist auch mein Wunsch erfüllt.«

»Das ist aber Politik — oder Diplomatie, wie der Herr Cardinal sagt. — Aber wo sind sie denn?« fragte der König, der sich nach allen Seiten umsah.

»Wer denn, Sire?«

»Ihr hübscher Cavalier, Frau von Barada.«

»Ich weiß es nicht, Sire; sie ist vielleicht im Kloster geblieben.«

Der König ritt fort und der ziemlich lange Waldweg von der Seine bis zum Schlosse Saint-Germain wurde mit wahrer Lust und Freude zurückgelegt. Die jungen Leute sahen sich nach einer Abwesenheit von mehr als einem Monate wieder. Nur Anna Maria war still und in sich gekehrt; sie bereitete sich auf die Unterredung vor, welche sie nun bald mit ihrem Oheim haben werde.

Der Jagdzug kehrte mit dem gewohnten Hörnerklange in das Schloß zurück. Die Königin beachtete es kaum; sie war eben in Gespräch mit dem Cardinal, der vor einer Stunde von Paris gekommen war.

Der junge Monarch war sehr erfreut, als er die Anwesenheit des Cardinals erfuhr. Er nahm die vor Angst zitternden drei Nichten bei der Hand und führte sie sogleich die große Treppe hinauf. In einem Salon mußten sie warten.

Ludwig begab sich nun zu seiner Mutter, küßte ihr die Hand und umarmte den Cardinal, den er sehr verehrte. Dann brach er in ein lautes Gelächter aus, wie ein Schüler, der auf einen Schabernack sinnt.

»Was ist Ihnen denn, mein Sohn?« fragte die Königin ganz erstaunt.

»Ich komme von der Hirschjagd, wie Sie wissen. Ein prächtiger Zehnender, der nicht von meiner Hand sterben wollte, hat es vorgezogen in der Seine zu ertrinken; wir mußten ihn, um ihn zu bekommen, bis nach Pontoise hinauf verfolgen.«

»Wie,« sagte Mazarin, »der Hirsch hätte die Seine verlassen, um die Oise hinauf zu schwimmen? das ist nicht wahrscheinlich!«

»Es ist so unwahrscheinlich, Monseigneur, daß ich Ihnen die Augenzeugen bringe.«

»Sire, Ihr Wort genügt mir.«

»Nein, Sie werden's erst dann glauben, wenn Sie es aus dem Munde der Personen erfahren, die ich Ihnen bringe.«

»Wer sind denn diese Personen?«

»Unglückliche Opfer der Verleumdung und Lästerung.«

»Erklären Sie sich, mein Sohn,« sagte die Königin, als sie das finstere Gesicht des Cardinals sah.

»Sie wissen, liebe Mutter, wie Se. Eminenz verleumdet worden ist. Glauben Sie wohl, daß gerade der Herr Cardinal den böswilligen Gerüchten am meisten Glauben schenkt?«

»Sire,« erwiederte der Cardinal, »es wird mir Alles räthselhaft bleiben, wenn Ew. Majestät nicht geruhen sich deutlicher zu erklären.«

»Und Sie, Monseigneur, müssen mir sagen, warum Sie die dort befindlichen Personen einsperren ließen,« sagte der König und zeigte auf die Thür, aus der er gekommen war.

»Wen meinen Sie, Sire?« sagte der Cardinal, der nun selbst die Thür öffnete.

Aber Mazarin trat ganz verblüfft zurück, als er die drei reizenden Köpfe seiner Nichten sah. Zwei von ihnen lächelten, die dritte hingegen hatte einen wehmüthigen Ausdruck, über dessen Ursache er sich nicht täuschen konnte.

»Kommen Sie, Mesdemoiselles!« rief ihnen der König zu; »Sie sind hier keineswegs überflüssig.«

Die drei Nichten erschienen und wurden von der Königin, so wie von dem Cardinal auf die Stirn geküßt.

»Jetzt, Mutter,« setzte der König heiter hinzu, »sind wir im Staatsrath versammelt. Wir haben eine hochwichtige Angelegenheit zu berathen: soll der Ball am nächsten Ludwigstage ein Maskenball sein, oder nicht?«

XII.

Was die Freiheit eines Menschen kostet.

Um unangenehme Erörterungen zu vermeiden, mußte der Cardinal darauf verzichten, seine Nichten länger im Kloster zu Pontoise zu lassen.

Sobald indeß der vom König zusammenberufenen kleine Rath zur allgemeinen Befriedigung beendet war, stand er auf, gab der Frau von Venelle und dem Grafen von Navailles seine Weisungen und begab sich nach Paris.

Die Königin blieb mit dem Könige zwei Tage in Saint-Germain. Die beiden Mancini fanden die Gesellschaft Ludwigs so anziehend, daß sie wenig Lust hatten, wieder unter strenge Aufsicht zu treten. Anna Maria mußte Geduld haben und einige Zugeständnisse machen, um sich fremden Beistand zu sichern.

Als von dem Ball am vorigjährigen Ludwigstage die Rede war, wußte sie indeß das Gespräch auf den Chevalier d'Artagnan zu lenken. Aber der König, der sich seines Irrthums erinnerte, runzelte die Stirne; er gab zwar zu, daß der Chevalier sowohl vorher als später gute Dienste geleistet, aber er war ihm keineswegs gewogen. Der Parlamentsrath Barada habe über das Verhalten d'Artagnan's in Bordeaux ungünstige Berichte an den Cardinal gemacht.

Anna Maria mäßigte den Eifer ihrer Cousinen, welche

den Chevalier ungemein lobten. Sie meinte, man müsse erst den Cardinal bearbeiten, ehe der wahrscheinlich sehr wenig vermögende Wille des Königs in Anspruch genommen würde.

Kaum waren die drei Cousinen in den Palast Mazarin zurückgekehrt, so fand Anna Maria die Gräfin Flavimont in ihrer Wohnung. Sie wechselten schnell einige Worte miteinander und das Fräulein von Martinozzi sagte, ehe sie schieden:

»An der Ecke der Rue Vivienne. Verstecken Sie sich in einem Hausgange.

Anna Maria begab sich nun sogleich zu ihrem Oheim. Das Cabinet des Ministers war mit Menschen umlagert; aber sie wußte die Besucher, Bittsteller oder Secretäre sehr schnell zu entfernen.

Der Cardinal sah voraus, was ihm seine Nichte zu sagen hatte. Er wollte wahrscheinlich das Gespräch abkürzen, denn er gab dem Capitän Champfleury Befehl, den Criminallieutenant Tardieu und den Parlamentsrath Barada, die er erwartete, sogleich vorzulassen.

»Nun, mein Kind,« sagte der Cardinal sehr zutraulich, »wie hast Du Dich in deinem kleinen Exil zu Pontoise befunden?«

»Ziemlich gut, lieber Onkel,« antwortete sie recht heiter und in seinen Ton einstimmend; »nur sehr langweilig war's.«

»Ha, dort gibt es freilich keine Hoffeste und galante Cavaliere und weltliche Zerstreuungen!«

»O! ich vergesse diese Zerstreuungen sehr leicht —«

»Ja wohl, Du bist vernünftig; aber deine Cousinen —«

»Meine Cousinen haben sich anfangs vielleicht nicht so gut an die Einsamkeit gewöhnt; aber am Ende fanden sie doch einigen Geschmack daran.«

»Das wundert mich von den wilden sicilianischen Hummeln.«

»Lieber, Onkel, man muß nicht nach dem Schein urtheilen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn Maria und Olympia einst von der Gnade berührt werden —«

»Woraus schließest Du das?«

»Erstens aus dem Eifer, mit welchem sie ihre religiösen Pflichten erfüllen.«

»Das ist allerdings schon etwas. Aber bei Italienerinnen wundert es mich nicht, zumal wenn meine verehrte Schwester ihre Mutter ist. — Und was hast Du sonst noch für Gründe?«

»Zweitens haben meine Cousinen eine wahrhaft exemplarische Geduld und Ergebung; sie wären im Stande, Martern zu erdulden, wie die ersten Christen.«

»So? Du zeigst mir den Charakter der Mädchen von einer ganz neuen Seite.«

»Ich habe sie in dieser vortrefflichen Stimmung bestärkt. Denn es scheint, daß wir nicht zu den leeren, trügerischen Freuden dieser Welt, sondern zu dem edlen, dauernden Glücke des religiösen Leben bestimmt sind: wir haben dann kein zu großes Opfer zu bringen, wenn die Stunde schlagen wird, wo wir uns von der rauschenden Sinnenlust und den Fallstricken des bösen Geistes losmachen müssen.«

»Was muß ich hören! Glaubst Du denn, es sei meine Absicht, Dich und deine Cousinen in einem Kloster zu lassen?«

»Für die Nichten eines Cardinals, eines Kirchenfürsten, ist es aber doch eine ganz natürliche Bestimmung.«

»Nein, liebes Kind, ich will aus Euch Dreien, so wie aus meinen übrigen in Italien gebliebenen Nichten vornehme Damen machen.«

»Sie wissen aber doch, lieber Onkel, daß eine solche Aussicht für mich sehr wenig Reiz hat.«

»Olympia und Maria denken aber glücklicherweise nicht so.«

»Wollen Sie meine Cousinen denn beide an den König vermälen, Monseigneur?«

»Was sagst Du da?« erwiederte Mazarin erschrocken.

»Ich glaube, sie würden sich schwerlich entschließen, einen Andern zu nehmen.«

»Du bist von Sinnen!«

»Se. Majestät gefällt sich sehr in ihrer Gesellschaft. Der König sagte es uns erst gestern mit der aufrichtigsten Miene von der Welt.«

»Kindereien!«

»Sie wollen uns also nicht ins Kloster schicken? Wenn nun eine Ihrer Nichten Königin von Frankreich würde, so ginge doch gewiß ein schöner Traum in Erfüllung.«

»Es ist ein Traum und muß einer bleiben,« erwiederte Mazarin.

»Man hat schon auffallendere Ereignisse erlebt.«

»Nein, Anna. Glaubst Du denn, daß meine Selbstsucht über Alles gehe und daß ich nicht auf meinen künftigen Ruhm bedacht sei? Es ist natürlich, daß Se. Majestät ei-

nige Zuneigung für deine Cousinen hat, es ist die Folge der gemeinsamen Erziehung; ich hoffe aber, daß es nicht von Dauer sein wird, sonst würde ich einschreiten. Maria und Olympia werden sich wie Du mehr ihrem Stande gemäß vermälen.«

»Der Herzog von Savoyen soll sich unter den Bewerbern befinden.«

»Für den Augenblick nenne ich keinen.«

»Meine Ansicht ist Ihnen bekannt, Monseigneur, und ich versichere, daß ich sie nicht geändert habe.«

»Du hast sie nicht geändert, Anna Maria? Soll ich denn bereuen, daß ich dich aus Italien kommen ließ?«

»Ja wohl, wenn Sie dabei die Absicht hatten, mich unglücklich zu machen!«

»Ein junges Mädchen, welches heiratet, ist nie unglücklich.«

»Je nachdem. Ich finde, daß es für ein Mädchen kein größeres Unglück gibt, als sich einen Mann, der ihr mißfällt, aufdringen zu lassen.«

»Der Prinz von Conti mißfällt Dir?«

»Ja, im höchsten Grade.«

»Ein Prinz von königlichem Geblüt! Zum Glück wird ihn eine deiner Cousinen nehmen.«

»Wissen Sie das gewiß, Monseigneur?«

»Allerdings. Deine Cousinen haben wenigstens Ehrgeiz.«

»Olympia und Maria haben ein Herz; — sie würden sich nie mit einem Manne vermälen, der ihre Liebe nicht besitzt.«

»Laß dem Prinzen doch nur Zeit.«

»Ich mag ihn gar nicht sehen.«

»Er wird bald nach Paris kommen. — Er ist liebenswürdig, geistreich.«

»Etwas gekrümmt,« setzte Anna Maria schalkhaft hinzu.

»Das bemerkt man nicht. Uebrigens wird er, wenn er will, nach dem Könige die bedeutendste Person des Königreiches sein.«

»Auf jeden Fall nach Ihnen und dem Herzoge von Orleans.«

»Ach, ich werde bald sterben!« sagte der Minister mit tiefer Wehmuth.

»Lieber Onkel,« erwiederte Anna Maria gerührt, »wie können Sie einen solchen Gedanken haben! Wir haben Sie ja so lieb!«

»Und Ihr treibet mich durch euern unsinnigen Widerstand zur Verzweiflung.«

»Ich würde mich auf immer unglücklich machen, wenn ich Ihnen gehorchen wollte.«

»Du willst mir nicht einmal eine alberne Laune zum Opfer bringen.«

»Monseigneur, was für einen Vortheil können Sie davon haben?«

»Was,« antwortete Mazarin, dessen Augen leuchteten, »ist es Dir denn gleichgiltig, eine Prinzessin zu werden und unsere aus dem Dunkel einer kleinen Stadt hervorgegangene Familie mit den erlauchtesten Häusern Europas in Bundesverwandtschaft treten zu sehen?«

»Sie wissen ja, lieber Onkel, daß ich nicht ehrgeizig bin, und ich werde mich nicht ändern.«

»Nun gut,« erwiederte der Minister, der nur Zeit gewinnen wollte. »Aber wenn Du für Dich selbst auf ein so

glänzendes Geschick verzichtest, so sei mir wenigstens bei deinen Cousinen behilflich.«

»Meine Cousinen denken darüber wie ich.«

»Aber sie sind doch sehr ehrgeizig. Denn sich einem solchen Gefühl hinzugeben, ohne es zu bekämpfen, ist mehr als Wahnwitz.«

»Das ist etwas Anderes: sie lieben.«

»Sie lieben!« eiferte Mazarin. »Es ist eine Jugendverirrung, eine Thorheit, die ich noch heute heilen werde durch die Erklärung, daß sich eine von ihnen in kürzester Frist mit dem Prinzen von Conti vermälen wird.«

»Es wird keine von beiden einwilligen.«

»Was, seid Ihr denn Alle gegen mich verschworen?«

»Wir haben bei der Madonna geschworen — merken Sie wohl, Onkel, bei der Madonna! — daß wir nur der Gewalt weichen, daß wir nur dann uns fügen wollen, wenn man uns zum Altar schleppt.«

»Das wird geschehen.«

»Ich erkläre Ihnen, Monseigneur, daß ich mir zuvor das Leben nehmen werde.«

»Eitles Geschwätz!«

»Ich will Ihnen die Reue ersparen, daß Sie die Töchter Ihrer Schwestern unglücklich gemacht.«

»Die Reue?« erwiederte Mazarin sonderbar lächelnd.

»O Monseigneur, dieses Lächeln ist fürchterlich! Ich muß fast glauben, daß die Güte nur äußerer Schein bei Ihnen sei. — Nehmen Sie sich in Acht! Sie wissen, wessen ein verwundetes Gemüth fähig ist.«

»Ist das eine Drohung?« erwiederte der Cardinal die Stirn runzelnd.

»Nein, es ist eine Bitte,« sagte Anna Maria, ihm zu Füßen fallend.

»Eine Bitte! — Was wünschest Du?« fragte der Cardinal sichtlich verlegen. — »Ihr drei Mädchen habt offenbar einen Horatierschwur gethan. Der Prinz von Conti wird vielleicht noch lange warten müssen, wenn er eine meiner Nichten heimführen will, denn die noch übrigen sind noch sehr jung — Du widersprichst Dir selbst, Anna Maria; früher fürchtetest Du nicht den Mann, sondern die Ehe; jetzt weisest Du den Mann zurück. Es scheint also mit der ganzen Ehestandsfurcht nichts zu sein, und ich hoffe, daß der Prinz endlich Gnade vor deinen schönen Augen finden werde.«

»Nein, nie!«

»Aber ich kann Dich doch nicht mit dem ersten besten Abenteurer verheiraten?«

»Monseigneur, Sie wissen, daß ich zu viel Selbstgefühl habe, als daß ich einen Mann wählen möchte, dessen ich mich zu schämen hätte. Die Familien Mancini, Martinozzi, Mazarini sind nicht von sehr altem Adel, und wir könnten uns füglich mit gewöhnlichen Edelleuten vermälen.«

»Die Nichten des Cardinals Mazarin sollen Prinzessinnen oder Herzoginnen werden!«

»Und wenn ein Edelmann würdig ist und vielleicht die Aussicht hat, Herzog und Pair und Marschall von Frankreich zu werden? —«

»Zuweilen werden die scheinbar getreuesten Männer zu Verräthern.«

»Es gibt auch Herzen, welche immer und unter allen Umständen treu bleiben.«

»Wir wollen abbrechen,« erwiederte Mazarin; »diese Erörterungen ermüden und verstimmen mich.«

»Nein, Monseigneur, Sie haben ein Wort gesprochen, das nicht unbeantwortet bleiben kann. Sie haben von Verrath gesprochen. Erklären Sie sich.«

»Erkläre Du Dich! ich habe mit solch eitlem Geschwätz keine Zeit zu verlieren.«

»Monseigneur, da Sie mich dazu ermächtigen, will ich deutlicher reden. Ich öffne Ihnen mein Herz in der Voraussetzung, daß mein Vertrauen nicht getäuscht wird. — Als Sie uns zur Strafe für einen Vorfall, dessen Folgen ich allein hätte tragen sollen, zu den Carmeliterinnen schickten, überraschten Sie ein Geheimniß, das ich mir selbst verschwieg, erforschten Sie ein Gefühl, welches ich bekämpfte.«

»Was, Du bekämpftest ein Gefühl, von welchem Du mit einem Dritten sprachest?«

»Gott ist mein Zeuge, daß ich eine Vermälung, welche Sie nicht billigen, nie für möglich gehalten habe. Ich habe mich gefügt, als es mir vielleicht nicht schwer gewesen wäre, Ihrem Willen entgegen zu handeln. Es finden sich immer genug Priester, welche gegen Bezahlung eine Ehe einsegnen. Aber ich verschloß meine Liebe in meinem Herzen, ich verzichtete auf die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Aber Sie müssen mir auch versprechen, Monseigneur, daß Niemand für mich oder um meinetwillen leiden soll.«

»Du sprichst nicht verständlich.«

»Geben Sie denen, welche Sie ins Gefängniß geschickt haben, die Freiheit wieder.«

»Ich verstehe Dich nicht!« sagte Mazarin, die Achseln zuckend.

»Keine Ausflüchte. Monseigneur. — Der junge Mann, den Sie in meinem Zimmer fanden, ist gewiß in der Bastille.«

»Das ist wahr.«

»Lassen Sie ihn frei.«

»Ich will's thun,« erwiederte Mazarin mit seinem gutmüthigen Tone, den er zuweilen anzunehmen wußte; »ich bedaure wirklich, daß ich den armen Teufel nicht schon früher in Freiheit gesetzt.«

»Unterzeichnen Sie, Monseigneur.«

»Was denn?«

»Den Befehl. — Sie haben gewiß Blankette bereit liegen.«

»Nun, ich sehe wohl, daß ich Dir den Willen thun muß,« sagte Mazarin, eine Feder nehmend. »Aber bedenke wohl: Du hast es Dir selbst zuzuschreiben, wenn dein Ruf gefährdet wird.«

»Ich bin darüber ganz ruhig, lieber Onkel; ich habe den jungen Mann nur einmal gesehen, aber ich bürge für ihn. Er wird sich lieber in Stücke hauen lassen, ehe er den Mund aufthut.«

»Nun, es ist immerhin möglich,« sagte Mazarin, denn er dachte an das Verhör des Criminallieutenants.

Er unterzeichnete.

Anna Maria nahm das Papier hastig und steckte es in den Busen.

»Wie willst Du den Befehl in die Bastille bringen lassen?«

»Durch Herrn von Champfleury oder einen andern dienstlosen Offizier.«

»Gut. Geh, mein Kind.«

»Ja, lieber Onkel; aber ich möchte —«

»Du hast mir noch etwas zu sagen?« fragte Mazarin lauernd.

»Ja, Monseigneur.«

»Ich habe nicht Zeit, ich werde im Louvre erwartet.«

»O! es ist bald gesagt.«

»Dann warte einen Augenblick, ich habe einen Befehl zu geben. Ich hatte vergessen, auf heute Mittag den Staatsrath zusammenzuberufen. Ich komme sogleich wieder.«

Mazarin stand schnell auf, öffnete die Thür und rief dem Gardecapitän, der mit einigen Cavalieren sprach.

»Herr von Champfleury,« sagte er leise zu ihm, »geben Sie den Thürstehern und Schildwachen gemessenen Befehl, bis diesen Abend acht Uhr Niemanden aus dem Palais zu lassen.«

»Und kann man Jedermann einlassen?«

»Ja; aber wer kommt, muß gemeldet werden. Dieser Befehl bezieht sich nicht auf Herrn von Barada, den ich erwarte.«

Der Cardinal kam wieder auf sein Cabinet zurück und fand seine Nichte am offenen Fenster.

Anna Maria trat zurück, als sie ihren Oheim kommen sah. Der mißtrauische Cardinal warf einen Blick auf die Straße und sah nichts als einen dicken Mann mit nichtssagendem schweißtriefenden Gesicht, der mit dem Gastwirth an der Ecke der Rue-Vivienne sprach.

»Jetzt laß hören, mein Kind, und beeile Dich,« sagte der Cardinal und lehnte sich an einen großen Glasschrank, der voll von prächtig gebundenen Büchern war.

»Setzen Sie sich doch, lieber Onkel.«

»Nein, sprich.«

»Sie haben noch etwas — zu schreiben.«

»Etwa eine Anweisung an meinen Zahlmeister?«

Anna Maria machte eine abwehrende Bewegung.

»Es fällt mir ein — Ihr habt keinen Groschen aus

dem Kloster gebracht, denn ich glaube vergessen zu haben, Euch Geld zu schicken. Du brauchst hundert Pistolen, ich will sie Dir geben — und deinen Cousinen eben so viel.«

»Das ist's nicht, was ich wünsche, Monseigneur, und Sie wissen es wohl. Man sieht es an Ihrer Verlegenheit und Bereitwilligkeit —«

»Was willst Du damit sagen?«

»Schreiben Sie, lieber Onkel,« sagte Anna Maria mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln und reichte dem Cardinal eine Feder.

Aber Mazarin blieb standhaft und schob die Feder mit der Hand zurück.

»Ich pflege nicht zu schreiben, ohne zu wissen wovon die Rede ist.«

»Monseigneur, Sie haben so eben die Freilassung eines Gefangenen angeordnet; ich wünsche Ihre großmüthige Stimmung zu benutzen und Sie um eine andere Gunst dieser Art zu bitten.«

»Was ist das?« erwiederte der Cardinal, aus dessen Augen die schon lange zurückgehaltene Zornglut endlich hervorbrach.

»Monseigneur, Sie sind nicht grausam — und es ist grausam, einen Schuldlosen im Gefängnisse zurückzuhalten.«

»Du findest, daß er schuldlos ist! — Was weißt Du denn davon?«

»Ich weiß, daß er im Kerker schmachtet, weil man ihn beschuldigt, er liebe eine Person, welche nie sein werden kann.«

»Du bist wirklich närrisch! Glaubst Du denn, ich kümmere mich um die Liebschaften der Unterthanen Sr. Majestät? Ich habe mehr zu thun.«

»Monseigneur, Sie wollen mich täuschen. Dieser Edelmann ist einer Handlung, welche eine so harte Strafe verdient, gewiß nicht fähig.«

»Dieser Edelmann ist des Einverständnisses mit den Feinden des Königs überwiesen.«

»Hoffen Sie nicht, Monseigneur, mich zu täuschen; nein, er ist kein Verräther, Sie wissen es wohl! Aber Sie halten sein Verschwinden aus der Gesellschaft für nothwendig, und ein Staatsverbrechen ist leicht erfunden und bewiesen. Es ist sehr einfach; es bedarf nur weniger Zeilen. Laubardemont ist noch nicht lange todt. Sie müssen diesen Edelmann begnadigen — oder vielmehr ihn auf der Stelle in Freiheit setzen, denn begnadigen kann man nur den Schuldigen.«

Mazarin schüttelte den Kopf und winkte ablehnend mit der Hand.

»Ich versichere noch einmal, Monseigneur, daß er schuldlos ist.«

»Wer gegen die Pläne handelt, welche ich zum Besten des Staates entwerfe, ist ein Verräther.«

»Und was hat er gethan, Monseigneur? — Sagen Sie es!«

»Wenn er nicht da wäre, würdest Du mit dem Prinzen von Conti vermält sein.«

»Monseigneur,« erwiederte Anna Maria entschlossen, »ich werde nie die Frau eines Andern werden.«

»Er erhält aber nur um diesen Preis seine Freiheit wieder.«

»Monseigneur, was sagen Sie da!« erwiederte Anna Maria und sank erschöpft, fast vernichtet auf einen Stuhl. »Sie verlangen etwas Abscheuliches, Unerhörtes!«

»Höre, Anna Maria. Ich sehe wohl, daß deine unwürdige Liebe stärker ist als dein Pflichtgefühl; Du wirst daher kein Bedenken tragen, seine Freiheit und sein Leben zu erkaufen, — denn sein Schicksal ist in meinen Händen. Ich werde Alles vergessen, wenn's sein muß, — aber er muß sich entfernen, er muß Frankreich verlassen, oder ich schicke ihn mit einem guten Commando weit fort. Ich kenne ihn, er strebt nach Ruhm und Ehre, er wird Dich bald vergessen.«

»Sagen Sie das nicht, Monseigneur! —«

»Armes Kind, dein Herz hat sich verirrt; deine Reinheit und Unschuld hat Dich gegen die Sittenverderbniß des Hofes geschützt. Du weißt gewiß nicht, wie ausschweifend alle diese schönen Cavaliere sind, von denen Du nur die blendende Außenseite siehst. Keiner ist frei von der Sucht nach Abenteuern, keiner kämpft gegen den Strom, der Alle mit sich fortreißt. Jedermann rühmt sich seiner Abenteuer, und die ruchlosesten Wüstlinge werden am meisten bewundert.«

»Monseigneur, ich will nichts wissen!«

»Einigen von ihnen gelingt es, mitten unter ihren Liebeständeleien die Aufmerksamkeit eines Mädchens von hoher Geburt und großem Vermögen auf sich zu lenken; sie suchen in dieser Weise zugleich ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihren Lüsten zu fröhnen, und später, wenn das harmlose Kind in die Falle geht, wissen sie es immer als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen. Eine kluge Tactik!«

»Ich will nichts wissen, sage ich Ihnen! Ich liebe ihn!« rief Anna Maria schluchzend.

»Du willst seine Freiheit?« fragte der Cardinal, über diesen Ausbruch ihres Gefühls erschrocken, aber mit dem Vorsatze, dasselbe zu benutzen.

»Ja.«

»Nun, dann mußt Du sie bezahlen.«

»Monseigneur, Sie sind sehr schonungslos!«

»Du mußt den Prinzen von Conti heiraten.«

»O mein Gott! mein Gott!«

»Bedenke wohl — das Leben ist elend in den Staatsgefängnissen — die Kerker sind ungesund, man lebt nicht lange darin.«

»Entsetzlich! —«

»Ich will Alles vergessen, gleichviel ob es ein Staatsverbrechen oder eine persönliche Beleidigung ist; aber Du mußt mir bei der Madonna schwören, dem Prinzen von Conti deine Hand zu bieten.«

»Monseigneur, das ist abscheulich!« erwiederte Anna Maria, die ihr mit Thränen benetztes Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

»Du willigst ein?«

Anna Maria war besiegt. Sie stand auf, trocknete ihre Thränen, strich ihre wundervollen blonden Locken zurück und antwortete, auf den Tisch zeigend:

»Unterzeichnen Sie zuerst den Befehl.«

Mazarin nahm aus einer Schublade einen jener furchtbaren lettres de cachet, die mit dem königlichen Siegel und mit der Unterschrift der Regentin im Voraus versehen waren und ohne Urtheil und Berufung die Unterthanen des Reiches wie Glas zerbrechen konnten, — und schrieb schnell einige Worte darauf, denn es waren nur einige leer gelassene Stellen auszufüllen.

»Lies,« sagte Mazarin und hielt seiner Nichte das Papier vor die Augen.

Anna Maria las:

»Herr von Besmaux-Montlezun, ich sende Ihnen im Namen des Königs dieses Schreiben mit dem Befehl, den Chevalier d'Artagnan sogleich in Freiheit zu setzen. Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz.

»Anna.«

»Sie haben nicht contrasignirt, Monseigneur.«

»Hier ist meine Unterschrift,« sagte Mazarin, nachdem er seinen Namen unter den der Regentin gesetzt hatte.

»Ich danke Ihnen, lieber Onkel!« rief Anna Maria mit Thränen der Rührung und Freude.

»Warte!« sagte der argwöhnische Minister; »Du kennst den Preis, mit welchem seine Freiheit erkauft wird?«

»Ah!« seufzte Anna Maria und hielt die Hand auf's Herz.

Mazarin deutete auf eine herrliche Madonna von Raphael, die über einem mit kostbaren Bronzegegenständen bedeckten Credenztische hing und die er täglich, zuweilen stundenlang zu betrachten pflegte.

»Schwöre bei dieser Madonna,« sagte er, »daß Du den Prinzen von Conti heiraten willst.«

Anna Maria streckte die Hand aus. Der Cardinal reichte ihr das Pergament, aber ohne es loszulassen und ohne über den Ausdruck der Verachtung in dem Gesichte seiner Nichte zu erröthen.

»Ich schwöre,« sagte sie, »daß ich den Prinzen von Conti heiraten will.«

Mazarin frohlockte.

»Ach, Sie haben mich ins Unglück gestürzt!« rief Anna Maria, indem sie ihm das Pergament entriß und schnell das Zimmer verließ.

In demselben Augenblicke wurde Baraba von dem Gardecapitän eingeführt.

»Es ist gut, daß Sie kommen,« sagte der Cardinal »Ich brauche Sie. — Nicht wahr, Sie kommen eben aus der Bastille?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ich sehe es Ihnen an, daß Sie mit der Verwaltung des königlichen Schlosses nicht zufrieden sind.«

»Aufrichtig gesagt: nein, Monseigneur, — und ich wollte —«

»Ja, ich habe mir's überlegt — Sie sollen Gouverneur der Bastille werden.«

Baraba's düsteres Gesicht wurde von einem unheimlichen Lächeln verzerrt, vor welchem d'Artagnan gewiß gezittert hätte, wenn er es hätte sehen können.

»Und Sie werden noch heute Ihren Dienst antreten,« setzte Mazarin hinzu. »Aber unter der Bedingung, daß Sie nöthigenfalls die Befehle des Königs umgehen.«

»Monseigneur —« sagte der Parlamentsrath erblassend.

»Und daß Sie kein Bedenken tragen, gewisse Geheimschreiben zu verbrennen, welche übrigens an Ihre Vorgänger gerichtet sind, — und das überhebt Sie jeder Verantwortung.«

»Das versteht sich, Monseigneur.«

»Ich werde Ihnen mehr darüber sagen. Vor Allem müssen wir uns zum Louvre begeben; die Königin muß Ihnen Ihre Bestallung einhändigen und Sie haben dem Könige den Eid zu leisten. Diese Formalität ist unerläßlich und wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

»Aber wenn bis zum Antritt meines Amtes — «

»O, das ist unmöglich. Kommen Sie.«

Der Cardinal ging schnell mit Barada fort. Beide eilten die Treppe hinunter und warfen sich in eine der beständig im Hofe wartenden Kutschen.

Der Gardecapitän erschien nun, um die Befehle des Cardinals in Empfang zu nehmen.

»Vor Allem,« sagte Mazarin, »darf Niemand das Palais verlassen.«

Die Kutsche fuhr rasch davon.

Aber Anna Maria war, als sie das Cabinet des Ministers verließ, hinter der Thür stehen geblieben. Eine furchtbare Ahnung hatte sie ergriffen, als sie das unheimliche Gesicht des Parlamentsrathes erblickte.

Sie hatte gelauscht und verstanden.

Als daher die beiden Männer in rothem Gewande verschwunden waren, öffnete sie leise die Thür, wickelte die beiden Geheimbriefe sorgfältig in ihr Schnupftuch und trat ans Fenster.

Der dicke Mann, den der Cardinal vorhin bemerkt hatte, stand in diesem Augenblicke allein in der Thür des Wirthshauses. Er trat so schnell näher, als es ihm sein beträchtlicher Körperumfang gestattete.

Anna Maria warf ihm behende ihr Schnupftuch zu. Der dicke Mann entfernte sich schnell und warf es in eine an der Straßenecke haltende Kutsche.

Dann wandte er sich ab und eilte fort.

Eine maskirte und schwarz gekleidete Dame lehnte sich halb zum Wagen heraus und sagte leise zu dem Kutscher:

»Fort — so schnell wie die Pferde laufen können.«

XIII.

Das Gespenst.

Als Mazarin, nachdem er Barada in die Bastille geschickt hatte, wieder in sein Palais kam, ließ er den Grafen von Navailles in sein Cabinet rufen. Dieser war sehr übel gelaunt, denn, wie er sagte, hatte ihn der Befehl, den der Gardecapitän erhalten, im Palais festgebannt, als seine Anwesenheit zu Hause sehr nothwendig gewesen wäre. Der Cardinal schenkte seinen Klagen nur sehr geringe Aufmerksamkeit und bot ihm einen Sessel.

»Navailles,« begann er mit jenem einschmeichelnden Tone, den er sehr gut anzunehmen wußte, wenn er die Leute brauchte, »würde es Ihnen unangenehm sein, eine kleine Reise zu machen?«

»Nein, Monseigneur; es kommt freilich darauf an, wohin Sie mich senden wollen.«

»So, es wäre Ihnen also nicht gleichviel?«

»Madame de Navailles ist kränklich, Monseigneur, und der Arzt Ew. Eminenz hat ihr die Bäder zu Fouges dringend empfohlen.«

»Ich gebe zu, daß diese Bäder überraschende Heilkräfte haben, zumal seitdem der verstorbene König, die Königin und der Cardinal Richelieu dort waren; aber wenn ich nicht irre, leidet die Gesundheit der Frau von Navailles durch den geheimen Kummer, daß Ihr Stammbaum keine Sprößlinge bekommt.«

Navailles antwortete mit einem tiefen Seufzer, den der Cardinal wohl verstand, denn er setzte hinzu:

»Hören Sie, Freund, die Aerzte sind alle, ohne Ausnahme, sehr achtbare, gelehrte, mit dem Getriebe der menschlichen Maschine wohlbekannte Leute; Herr Guéraud selbst ist einer der gelehrtesten Mitglieder der Facultät; aber die Natur ist ein geschickterer und zumal freundlicherer Arzt, als alle diese Herren. Wissen Sie, was man in Italien, zu Neapel, Messina, Palermo in solchen Fällen thut? Man gebraucht die Seebäder. Führen Sie Ihre Gemalin ans Meer.«

»Ans Meer, Monseigneur?« sagte Navailles mit großem Widerwillen.

»Ja, unsere Frauen und Kinder in Italien befinden sich sehr wohl dabei. Es mag Ihnen vielleicht barbarisch scheinen, aber es ist naturgemäß. Das Salzwasser ist nicht blos, um Schiffe zu tragen und Fische zu ernähren, in so ungeheurer Menge auf der Erde vertheilt worden. Wenn unsere französischen Aerzte ein bischen vernünftig werden, so werden sie den Kranken Seebäder verordnen. Man wird dahin kommen, darauf können Sie sich verlassen. Befolgen Sie meinen Rath und Ihr Stammbaum wird sich sehr wohl dabei befinden; zugleich aber können Sie mir sehr nützlich sein.«

»Wie so, Monseigneur?«

»Das Meer ist nur höchstens zehn Stunden von Nantes. Versuchen Sie es nur.«

»Ew. Eminenz wollen mich also nach Nantes schicken?«

»Ja.«

»Es lassen sich vielleicht beide Zwecke mit einander verbinden, Monseigneur; denn unweit Nantes ist das

Bad La Plaine, welches, wie Herr Guéraud sagt, mit Forges große Aehnlichkeit hat.«

»Dann geht ja Alles gut. Hören Sie also. Begeben Sie sich sogleich in die Bastille. Der Herr Gouverneur wird Sie zu einer mit Postpferden bespannten Kutsche führen. In dieser Kutsche werden Sie einen Gefangenen, einen Gefreiten und zwei Soldaten finden. Der Gefangene wird maskirt sein; Sie werden ihn weder anreden, noch seine Fragen beantworten. Wenn er einen Ihnen bekannten Namen nennt und sich auf alte Freundschaft beruft, so hören Sie ihn nicht an, er ist wahnsinnig.«

»Ein unangenehmes Geschäft, Monseigneur, — eine langweilige Reise!«

»Ich werde Ihrer Gemalin persönlich anzeigen, daß Sie in Nantes mit ihr zusammentreffen werden.«

»Und in Nantes,« fragte Navailles mit einem sauern Gesicht, »in Nantes fahren wir zur Festung?«

»Sie übergeben dem Gouverneur den maskirten Gefangenen nebst den in diesem Schreiben enthaltenen Weisungen, welche Sie unterwegs zu lesen haben. — Warten Sie,« setzte der Cardinal hinzu und hielt das Papier zurück, das er dem jungen Cavalier übergeben wollte. »Es wäre möglich, daß Sie zu Nantes den Herrn Coadjutor fänden, der sich dort seit kurzem in Haft befindet. Gehen Sie ihm nicht aus dem Wege, und wenn Sie Gelegenheit haben mit ihm zu sprechen, so melden Sie ihm den nächstens zu erwartenden Besuch des Abbé Beaumont.«

»Kann ich ihm auch das Ende seiner Haft melden?«

»Ich habe nichts dagegen. Aber mit der größten Schonung, und lassen Sie dabei merken, daß es gut für ihn sein würde, seine Entlassung zu nehmen. Sein Oheim, der

Erzbischof von Paris, ist sehr krank, und Herr von Gondi wird von Rechtswegen sein Nachfolger. Ach! wer diese neue Fackel der Zwietracht auslöscht, hat eine gute Belohnung zu erwarten. — Jetzt reisen Sie mit Gott, Navailles.«

»Ja, Monseigneur; aber was ist zu thun, wenn der Gefangene sich widersetzt?«

»Dann muß er gebunden werden.«

»Sehr wohl. — Aber aus der Maske, die ihm auf's Gesicht gelegt ist, läßt sich schließen, daß er von einiger Bedeutung ist. Wenn nun unterwegs ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde? — Sie scheinen es nicht zu fürchten, Monseigneur, Ihre sorglose Miene sagt es mir; aber ich würde mehr Vertrauen haben zu den Mauern der Bastille, als zu den schlecht geschlossenen Seitenwänden einer mit Postpferden bespannten Kutsche; ich würde mehr Vertrauen haben zu der bewährten Treue des Herrn von Besmaux, als zu der Wachsamkeit der Hüter, die auf der langen Reise gewiß einschlafen werden.«

»Seit einer Stunde,« erwiederte Mazarin, »ist Herr von Besmaux nicht mehr Gouverneur der Bastille, sein Nachfolger ist Herr von Barada.«

»Monseigneur, ich habe nichts mehr zu sagen, ich werde Ihnen sogleich gehorchen.«

»Gut, Navailles, gehen Sie,« sagte der Cardinal und übergab ihm das Papier, welches seine Instructionen für diese Reise enthielt.

Während Navailles auf Befehl des Cardinals aus dem Palais gelassen wurde, erschien der Criminallieutenant.

»Monseigneur,« sagte Tardieu, »ich komme so eben aus der Bastille, wohin ich mich auf dringendes Ersuchen des Herrn von Besmaux begeben hatte, um die Aussage

eines Menschen, von welchem wir Alles erfahren zu haben glaubten, zu Protokoll zu nehmen. Es ist der Meuchler Georgin, der Ihnen zu Bouillon nach dem Leben trachtete.«

»Ah, Sans-Pair!« sagte der Cardinal.

»Ganz recht. Dieser Mensch versuchte vor zwanzig Tagen aus der Bastille zu entkommen, wo es ihm sehr schlecht zu gefallen scheint, und er wurde von einer Schildwache, die auf ihn schoß, schwer verwundet. Seitdem war er lebensgefährlich krank; aber er ist wieder genesen, und sobald als er wieder zur Besinnung gekommen war, erklärte er, daß er in Bezug auf jene alte Geschichte neue Enthüllungen zu machen habe. Er ist dem räthselhaften Complotmacher, den Sie den Laternenmann nannten, auf der Spur.«

»Wirklich,« sagte Mazarin, »wir sollten es endlich in unsere Gewalt bekommen, jenes ungreifbare Wesen, dessen Haß mich mit so unerhörter Frechheit verfolgt hat! Aber ich fürchte, daß es eine falsche Hoffnung ist.«

»Monseigneur, die Justiz geht gewöhnlich nur langsam zu Werke. Wir hätten gewiß die Fäden jener Verschwörung entdeckt, wenn die Untersuchung mit Ruhe und mit Beobachtung der üblichen Formen geführt worden wäre.«

»Nun, was haben Sie erfahren?«

»Dieser Sans-Pair versichert, der Chevalier d'Artagnan kenne den Mann de visu et nomine — von Ansehen und Namen.«

»Sie müssen ihn fragen, Herr Tardieu, und zwar auf der Stelle!«

»Monseigneur, dem Chevalier d'Artagnan ist sehr schwer beizukommen; er führt immer Ausreden und spöttische Bemerkungen im Munde. Um daher mit ihm auf's Reine zu

kommen, muß ich Ew. Eminenz um eine besondere Ermächtigung bitten.«

»Hier ist sie!« erwiederte Mazarin, der eine Feder nahm und schnell einen Befehl schrieb. — »Beeilen Sie sich, Herr Tardieu, und kommen Sie geschwind wieder — vorausgesetzt daß der Elende inzwischen nicht stirbt.«

»Er befindet sich besser, — und überdies habe ich Herrn Barada bei seiner Ankunft in der Bastille sogleich ersucht, diesen Sans-Pair in strengster Haft zu halten. Er war äußerst bereitwillig —«

»Ja, Barada ist ein kluger Mann. Ich schätze mich glücklich, daß ich ihn als Nachfolger des beschränkten Besmaux dem Könige vorgeschlagen habe,« sagte der Cardinal frohlockend.

Als der Criminallieutenant fort war, kam der Gardecapitän Champfleury mit ganz zerknirschter Miene und trat schüchtern auf den Cardinal zu, welcher der Thür den Rücken zukehrte.

»Was gibt's?« fragte der Minister.

»Monseigneur,« sagte der Capitän, »ich habe Ew. Eminenz zu melden — Ihnen vorzustellen — aber halten zu Gnaden, ich gehöre nicht zu denen, welche — ich bin nur das Echo Ihrer Salons und Vorzimmer.«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Monseigneur, Ihre Salons sind voll von Cavalieren und es ist Mittag. Die Stunde der Tafel ist nahe, und wie pünktlich auch die Befehle Ew. Eminenz befolgt werden, so fürchte ich doch, daß man meinen Schildwachen Gewalt anthun wird, wenn der Hunger seine Rechte geltend macht. Alle meine Bitten und Vorstellungen werden nichts nützen.«

»Es ist wahr,« erwiederte Mazarin lächelnd, »ein

hungriger Magen hat keine Ohren. Nun, ich habe keine Ursache mehr, die Herren hier in Haft zu halten; Herr von Barada ist ja in der Bastille. Erklären Sie, daß es Jedermann freisteht das Palais zu verlassen.«

Der Cardinal stand auf, nahm den Arm seines Gardecapitäns und öffnete die Thür. Bei seinem Anblick entstand ein leises Gemurmel in den Salons; aber der Cardinal hörte es nicht. Er trat erblassend, fast zitternd zurück, als er einen Mann bemerkte, der sich lächelnd und mit dem feinsten Anstande vor ihm verneigte.

Dieser Mann war — d'Artagnan.

»Machen Sie die Thüren auf!« sagte der Cardinal zu dem Gardecapitän, indem er sich eilends in sein Cabinet zurückzog und in seinen Lehnstuhl sank.

Der Chevalier folgte ihm auf dem Fuße und schloß die Thür hinter sich.

»Sie hier, Herr Chevalier! —« sagte der Cardinal sehr bestürzt.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Béarner mit einer tiefen Verbeugung, aber auch mit einem festen, forschenden Blicke; »ich bin diesen Morgen aus Guienne eingetroffen und stehe Ew. Eminenz zu Befehl.«

»Was,« erwiederte Mazarin erstaunt, »Sie kommen aus Guienne?«

»Gerades Wegs, Monseigneur. Man hat mich freilich einige Augenblicke aufgehalten, als ich in Paris ankam; aber das waren bloße Formalitäten, die in unserer Zeit sehr begreiflich und zumal sehr gerathen sind. Ich bedauere nur die verlorene Zeit, Monseigneur, weil ich nicht sogleich das Vergnügen haben konnte, Ihnen das Gelingen meiner Unternehmung in Bordeaux zu erzählen.«

Mazarin hatte Vorwürfe erwartet, denn die Aufrichtigkeit d'Artagnan's war ihm bekannt und er hatte sich von ihm manche Vertraulichkeit gefallen lassen. Sein Stillschweigen über seine Gefangenschaft in der Bastille mußte einen Zweck haben; er wollte entweder Repressalien ergreifen oder freiwillig vergessen.

Der Cardinal fand das Letztere wahrscheinlich und beschloß diese Stimmung zu benutzen.

»Sie haben sich Ihres Auftrages in Bordeaux mit Kühnheit, wenn auch nicht mit Geschick entledigt, lieber Chevalier,« antwortete der Cardinal, »und das Gelingen muß ich mehr dem Zufall als Ihren Bemühungen zuschreiben; denn ich schickte Sie nach Guienne, um im Interesse Sr. Majestät zu wirken, und nicht um Liebesintriguen anzuknüpfen.«

»Monseigneur, die Liebe ist der beste und sicherste Weg zur Ehe.«

»Das ist möglich; aber ich glaube nicht, daß Sie schon an den Ehestand denken.«

D'Artagnan antwortete nicht.

»Uebrigens haben Sie sich einen Mann, der Ihnen sehr schaden kann, zum erbittertsten Feinde gemacht,« setzte Mazarin ernst verweisend hinzu. »Denn ich muß Ihnen sagen, daß Herr von Barada einen unauslöschlichen Haß gegen Sie hegt.«

»Wie!« — sagte der Chevalier, der aufmerksam wurde.

»Zum Glück haben Sie an mir einen Freund, d'Artagnan, und ich werde Sie seiner Zeit in Schutz nehmen.«

»Haben Ew. Eminenz die Absicht, mir einen Beweis dieses Wohlwollens zu geben?« erwiederte der Béarner lächelnd.

»Was meinen Sie damit?«

»In unserer Zeit, Monseigneur, — es ist eine schwere Zeit, denn eine Reise von Bordeaux nach Paris dauert ja länger als zwei Monate, — wäre ein Geleitsbrief, ein königliches Patent nicht zu verachten.«

»Mein Wort genügt Ihnen also nicht, Chevalier?«

»Zwischen uns Beiden vollkommen, Monseigneur; aber seit einiger Zeit haben sich viele dritte Personen zwischen uns gestellt, und diese haben mein Mißtrauen in hohem Grade erregt.«

»Ich will Ihnen geben, was Sie wollen, d'Artagnan, aber unter Bedingungen. Erstens müssen Sie mir den Namen eines Mannes nennen.«

»Und zweitens?«

»Zweitens — wir wollen später darüber sprechen. Bleiben wir bei der ersten Bedingung; sie ist ja einfach und kostet Ihnen keine Mühe. Nennen Sie mir nur den Namen, der auf das unbekannte Gesicht des Mannes vom Cours-la-Reine paßt.«

»Pfui!« sagte d'Artagnan mit Verachtung.

»Sie scheinen ihn zu kennen?«

»Ja, Monseigneur; aber seit jenem Vorfalle haben sich die Zeiten geändert, Vieles ist vergessen; Sie haben vielen Ihrer Feinde, selbst den gefährlichsten, verziehen. Gnade ist das schönste Vorrecht der königlichen Gewalt, — und Sie sind in der Lage, sie zu üben.«

»O, Sie sprechen sehr voreilig über meine Angelegenheiten ab, Chevalier. Manches läßt sich vielleicht vergessen, aber ehe man vergißt, muß man die Umstände kennen. Der in Rede stehende Mann hat mir zweimal mit Schwert und Dolch am Cours-la-Reine und zu Bouillon nach dem Leben

getrachtet. Es ist ein wohlüberdachtes, mit aller Schlauheit des Hasses vorbereitetes Verbrechen. Die Pariser hätten mich ohne Gnade gehängt, wenn sie mich nur eine Stunde in ihrer Gewalt gehabt hätten; aber wenn die Herren vom Parlament hundert, ja tausend von ihnen nach Bouillon geschickt hätten, um auf mich zu fahnden, — und Sie wissen, daß es leicht gewesen wäre, — so wäre die Begeisterung unterwegs erkaltet.«

»Monseigneur, vor Repressalien muß man sich hüten. Die Rache ist eine schlechte Rathgeberin, und später bereut man, daß man sich von feindseligen Gefühlen hinreißen ließ. — Ehe ich hierher kam, begab ich mich in's Louvre. In den Salons Sr. Majestät, wo ich, wie hier, von vielen Edelleuten umringt ward, erzählte ich die Geschichte eines der treuesten Diener des Königs, der aus Irrthum, unter dem Namen eines Andern, in die Bastille geschleppt ward, und Alle bedauerten sein Schicksal, Alle klagten über voreilige Maßregeln, über das Unrecht, das man von dritten Personen zu erleiden hat — und über den Undank «

»So, Sie haben erzählt —« sagte Mazarin verdrießlich und die Augen niederschlagend.

»Allerdings, Jedermann habe ich's erzählt.«

»Auch die Ursache — der Haft?«

»Die angebliche Ursache, ja, — die andere —«

»D'Artagnan,« fiel ihm Mazarin hastig in's Wort, »sagen Sie mir den Namen des Mannes vom Cours-la-Reine.«

»Monseigneur, ich fürchte mich zu irren, und ich weiß was ein Ehrenmann leidet, wenn er das Opfer eines Irrthums ist.«

»Aber —«

»Still, Monseigneur, es klopft Jemand.«

Der Gardecapitän erschien und flüsterte dem Cardinal einige Worte zu.

»Lassen Sie ihn hereinkommen,« sagte Mazarin. — »D'Artagnan, stellen Sie sich hinter diesen Vorhang. Verhalten Sie sich ruhig und hören Sie zu.«

D'Artagnan gehorchte, und einige Augenblicke nachher kam Navailles.

»Monseigneur, ich bin schon von Nantes zurück,« sagte Navailles.

»Wieso?« fragte Mazarin.

»Hatten mir Ew. Eminenz nicht befohlen, mich in die Bastille zu begeben?«

»Ja wohl,« antwortete der Minister. »Was ist geschehen?«

»Dort von dem Herrn Gouverneur einen maskirten Gefangenen zu übernehmen und nach Nantes in die Festung zu begleiten?«

»Und was habe ich Ihnen außerdem noch aufgetragen, Navailles?«

»Keinen Gegenvorstellungen und Bitten Gehör zu geben, — falls der Gefangene sich auf alte Bekanntschaft berufen würde.«

»Ganz recht. Haben Sie den Gefangenen in der Bastille gefunden?«

»Nein, Monseigneur, wenigstens so sagte mir Herr von Besmaux.«

»Was hat denn Herr von Besmaux dabei zu thun?« sagte Mazarin erstaunt.

»Sie werden sich wundern, Monseigneur, daß Herr von Besmaux noch keinen Nachfolger hat. Dieser scheint

auf die Nachricht, daß mein maskirter Gefangener eben in Freiheit gesetzt worden war, eilends die Bastille verlassen zu haben.«

»Ich verstehe,« sagte Mazarin, der aufrichtig bereute, daß er Barada nicht vor der Unterzeichnung des Freilassungsbefehls in die Bastille geschickt hatte; denn er sah wohl, daß ihn seine Nichte, trotz aller Vorkehrungen, überlistet hatte.

»Herr von Besmaux, der über seine Entlassung sehr gekränkt war, wollte sogleich die Bastille verlassen; aber ich beredete ihn, die wahrscheinlich sehr nahe Rückkehr des Herrn von Barada, seines Nachfolgers, abzuwarten.«

Weder der Cardinal noch Navailles bemerkte die zuckende Bewegung des Vorhangs, hinter welchem d'Artagnan versteckt war.

»Sie haben wohl gethan, Navailles; aber machen Sie immerhin Ihre Reise ans Meer, und in Nantes vergessen Sie den Herrn Coadjutor nicht. Vor Allem sorgen Sie für die Genesung Ihrer Gemalin, denn Sie wissen ja, daß wir sie zur Ehrendame der künftigen Königin von Frankreich machen wollen.«

»Ich stehe zu Befehl, Monseigneur.«

Der Cardinal entließ den Commandanten seiner Chevauxlegers, und als er sich umsah, war er ganz erstaunt, d'Artagnan an seinem Schreibtische zu finden.

»Sie werden errathen, d'Artagnan, wer der maskirte Gefangene war?«

»Monseigneur, ich bin ein Mann von Ehre und weiß ein Geheimniß zu bewahren. Mein Tod oder mein Verschwinden aus der Gesellschaft wäre nicht sicherer als mein Wille.«

»Gut. Ich will Ihnen nun meine zweite Bedingung sagen.«

»Monseigneur —« unterbrach d'Artagnan.

»Was gibt's?«

»Lassen Sie mich früher die erste erfüllen.«

»Sie wollen mir den Namen des Mannes vom Cours-la-Reine nennen?«

»Noch mehr, ich will ihn selbst verhaften und in die Bastille bringen. Unterzeichnen Sie den Befehl und fertigen Sie denselben mit möglichster Strenge aus, um allen Ausflüchten vorzubeugen. Der Name kann ja offen bleiben.«

»Er ist also ein sehr gefährlicher Mensch?«

»Sie werden selbst urtheilen, Monseigneur, wenn Sie ihn kennen.«

Der Cardinal schrieb sorgfältig den Verhaftsbefehl und reichte ihn dem Chevalier. Dieser nahm eine Feder, schrieb einige Worte dazu und wollte fortgehen.

»Sie haben also auf die Milde verzichtet, d'Artagnan?«

»Monseigneur, ich habe immer gedacht, daß es besser sei Henker zu sein, als armer Sünder; man kann sonst leicht zu Schaden kommen oder sich lächerlich machen. So halte ich bei dem fraglichen Manne die größte Vorsicht und Energie für nothwendig; wenn ich nicht schnell meine Rolle wähle, so wird er sich derselben bemächtigen.«

Als sich der Chevalier eben entfernen wollte, that sich eine Seitenthür auf und Anna Maria trat in das Cabinet.

D'Artagnan war wie geblendet; er schlug die Augen nieder und widmete dieser himmlischen Erscheinung seine stille Verehrung. Aber der Cardinal eilte auf seine Nichte zu, faßte sie bei der Hand und zog sie zu der Seitenthür hinaus.

»Dein Platz ist nicht hier,« sagte er gebieterisch und schlug die Thür hinter sich zu.

D'Artagnan's Gedanken wurden wieder klar, als er allein war. Anfangs glaubte er zu träumen, aber an der Stelle, wo Anna Maria gestanden, bemerkte er auf dem dunklen Teppich einen zerknitterten Zettel. Er stürzte auf den Zettel zu, wie auf eine kostbare Beute, faltete ihn schnell auseinander, las ihn und küßte ihn mit Entzücken.

»Sie liebt mich!« sagte er mit überschwenglicher Freude, »sie liebt mich!«

Er strich mit der Hand über die Stirn und verließ schnell das Cabinet des Ministers.

»Jetzt zu Barada!«

XIV.

Gabrielens Testament.

Sobald die Gräfin Flavimont — denn ihr hatte Pluchet den von Anna Maria so geschickt aus dem Fenster geworfenen Brief übergeben — den Chevalier d'Artagnan in Freiheit gesetzt hatte, war sie auf seine Bitte zu Gebriele geeilt.

Sie fand Gabriele in einem bedenklichen Zustande der Erschöpfung. Seitdem Barada sie aus d'Artagnan's Kerker geschleppt hatte, war sie wie vernichtet. In der Ueberzeugung, daß Barada Rache an dem Chevalier nehmen werde, hatte sie vergebens sein Mitleid angefleht; und obgleich sie von dieser Seite nichts mehr hoffte, gab sie doch ihren Fluchtplan auf, denn sie dachte, daß sie dem Gefangenen vielleicht noch nützlich sein könne. Sie beschloß eine Gelegenheit abzuwarten. Ihre Kräfte waren indeß gebrochen. Sie nahm nur mit dem größten Widerwillen einige

Nahrung; das hitzige Fieber, welches sie verzehrte, verursachte ihr einen quälenden Durst.

»Fassen Sie Muth, arme Freundin,« sagte die Gräfin Flavimont mit dem Tone eines tröstenden Engels.

»O, Sie sind gut!« antwortete Gabriele; »aber ich bin dem Tode verfallen, ich fühle es —«

»Glauben Sie denn, daß ich glücklich sei? — Sie hat er doch wenigstens geliebt!«

»Nein, er hat mich nie geliebt, er hat's dem Prinzen gesagt. Ich war für ihn nur ein Mittel, ein Spielzeug, sonst nichts. — Das Spielzeug ist zerbrochen, und ich sterbe.«

»Sie — sterben, in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit!«

»Ich fühle es, sage ich Ihnen. Hören Sie. Barada ist ein höllischer Mensch; er ist zu Allem fähig. Gestern war ich fieberkrank, ich phantasirte. Er kam in Begleitung eines schwarzgekleideten Mannes. Beide fingen an von Ehebruch, von Prozeß und Gefängniß zu sprechen und zwangen mich einige Schriften zu unterzeichnen — ich weiß nicht was sie enthielten — ich war kaum meiner Sinne mächtig, ich unterschrieb Alles, was sie mir vorlegten. — Heute bin ich ruhiger und kann klarer denken; ich entsinne mich kaum, aber ich glaube das Getriebe zu durchschauen. Der schwarzgekleidete Mann war ein Notar; — die eine der von mir unterzeichneten Schriften war ein Testament.«

»Ein Testament!«

»Ja, mein Testament. Ich habe große Güter in Italien. Barada wußte es wohl, sonst würde er nicht um meine Hand geworben haben; Andere wußten nichts davon — jetzt wird mir alles klar —«

Gabriele erblaßte und hielt, auf das Kissen zurücksinkend, die Hand auf die Brust.

»Er hat mich vielleicht vergiftet!« rief sie mit einem plötzlichen Schrecken.

Die Gräfin Flavimont rief. Ines kam.

»Ines,« sagte Gabriele, »nicht wahr, Du bist mir treu ergeben?«

»Ja, Madame.«

»Antworte mir also mit Aufmerksamkeit. Hat Herr von Barada seit meiner Rückkehr hier gegessen?«

»Ja, Madame.«

»Hat er mit dem Koch gesprochen?«

»Meines Wissens nicht.«

»Hat er meine Getränke angerührt?«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Hast Du in seinem Benehmen nichts Ungewöhnliches bemerkt?«

»Nein; aber es ist mir auffallend, daß der Camin in seinem Zimmer seit einer Stunde raucht. Im August ist das wirklich sonderbar.«

»Gut. Laß uns allein und sei wachsam! — Er verbrennt Papiere,« setzte Gabriele hinzu, als ihre Kammerjungfer fort war. »Der Unhold hat schon an so vielen lichtscheuen Abenteuern theilgenommen — aber er nehme sich nur in Acht, ich kann ihn ins Verderben stürzen! Ich habe es ihm gesagt — vielleicht deshalb muß ich sterben — eifersüchtig kann er nicht sein. — O Charles! Charles!«

Ines kam ganz bestürzt zurück.

»Was gibt's?« fragte Gabriele.

»O Madame,« sagte sie. »Er ist da! — Er kommt!«

Gabriele stand vom Sopha auf. Aber gegen die Er-

wartung der Gräfin drückte ihr Gesicht weder Abscheu noch Schrecken aus: es strahlte von Freude, und ihre nach der Thür ausgestreckten Arme hatten die Beredsamkeit der Liebe und des Glücks.

»Sie liebt ihn mehr als ich — sie ahnt seine Nähe!« dachte die Gräfin, als sie d'Artagnan kommen sah.

Gabriele war wieder auf das Sopha gesunken und ein dünner Blutstrom zeigte sich zwischen ihren bleichen Lippen. Sie reichte dem langsam nähertretenden jungen Cavalier die Hand.

»Charles,« sagte sie, »wie unbesonnen, in dieses Haus zu kommen! — Wenn Barada Sie hier fände — «

»Gräfin, was fehlt ihr denn?« fragte d'Artagnan erschrocken.

»Charles, ich habe nicht lange mehr zu leben, ich fühle es. — Ja, schweigen Sie nur — lassen Sie mich meine Gedanken sammeln, und die kurze Frist, die mir noch beschieden ist, benutzen —«

»Sollte der nichtswürdige Barada —« rief d'Artagnan mit Entsetzen.

»Was ich fühle, ist seltsam, unnatürlich. — Ja, der Unhold hat gewiß — Gift —«

»Gift! —«

»Hören Sie, Charles, es geht mit mir zu Ende, — denken Sie daher nicht mehr an meine Zukunft, wir wollen nur noch an Sie denken — Sie müssen glücklich werden — nie wird Ihnen der Cardinal seine —«

»Still!« sagte d'Artagnan.

»Wer weiß, ob Ihr Leben nicht noch in Gefahr ist! — Man muß vorbeugen. Vor Allem müssen Sie mir zur Zurücknahme eines Testaments behilflich sein, zu dessen Un-

terzeichnung mich der schändliche Barada gezwungen hat. — Aber ich fühle, daß mein Ende nahe ist — und ich will, daß Sie wenigstens nach meinem Tode mein Andenken segnen sollen. Ach, wenn ich Zeit hätte, sollten Sie meine Güter in Italien erben — aber ich hoffe bis dahin zu leben. Hören Sie mich an. Es gibt nur ein Mittel, den Cardinal mit sich auszusöhnen — Sie müssen sich vermälen.«

»Ich — mich vermälen!«

»Ja, mit ihr!« sagte Gabriele und zeigte auf die Gräfin, welche ihre Hand faßte und mit Inbrunst küßte. »Sie ist Ihre Retterin.«

»Und Sie!« erwiederte die Gräfin. »Denken Sie denn nicht an sich, edle, großmüthige Freundin? — Herr Chevalier,« setzte sie hinzu, »Gabrielens Herz ist ein Schatz, und Sie werden sie lieben, nicht wahr? denn wir werden sie retten. — Ueber meine Zukunft habe ich bereits verfügt. Mein Vermögen ist beträchtlich, ich theile es in zwei Hälften: die eine widme ich den Armen, die andere — dann gehe ich zu den Carmeliterinnen. Die Oberin ist meine Freundin, und ich zweifle nicht, daß mein Noviziat abgekürzt werden wird.«

»Was fällt Ihnen ein?« erwiederte Gabriele. »Sie wollten Ihre Jugend und Schönheit in einem Kloster begraben? Mit einem Theile ihres Vermögens kann man ja ein Herzogthum, kann man ja die Pairswürde kaufen. — Wer den Gegenstand seiner Liebe glücklich macht, schafft sich selbst das schönste Erdenglück.«

Gabriele, durch den Schmerz überwältigt, sank zurück und fiel in schreckliche Zuckungen.

»Sie ringt wirklich mit dem Tode!« rief d'Artagnan. »Ich will schnell —«

»Nein, Charles, bleiben Sie. Wenn ich bald sterben muß, so sei wenigstens mein letzter Blick Ihnen gewidmet.«

»O Barada, Barada!« sagte d'Artagnan ernst und feierlich, »Gott ist mein Zeuge, daß ich mit versöhnlichen Absichten hierher gekommen bin. Ich wollte vergeben nnd vergessen. Aber wenn Du es gewagt hast, deine ruchlose Hand an dieses liebenswürdige Wesen zu legen, dann wehe Dir!«

In diesem Augenblicke hörte man schwere Fußtritte im Nebenzimmer und die halb unterdrückte klagende Stimme der Kammerjungfer. Die beiden Frauen erschraken; aber d'Artagnan wandte sich stolz und drohend der Thür zu.

Gleich darauf that sich die Thür auf und Barada erschien.

»Er hier!« rief er, als er den Chevalier erblickte. »Ich habe Sie fast erwartet — sehen Sie!« sagte er und zog zwei Pistolen aus der Tasche.

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan, ein Pergament vorweisend, »ich habe Sie auf Befehl des Königs zu verhaften.«

»Sie sollen dieses Haus nicht lebend verlassen,« antwortete Barada, der hastig die Thür verschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte.

»Hierher!« rief d'Artagnau, ans Fenster tretend.

Barada trat ihm in den Weg, schlug auf ihn an und schoß.

D'Artagnan wurde mitten auf die Brust getroffen. Er wankte, taumelte einige Schritte zurück und hielt sich an einem Tische.

»Zum Glück,« sagte er, als er das Gleichgewicht wieder bekam, »hatte ich meine Vorkehrungen getroffen: ich trage ein Panzerhemd.«

»Dämon!« schrie Barada und zielte mit dem zweiten Pistol auf den Kopf.

Aber Gabriele, die blitzschnell aufgesprungen war, stürzte auf den Chevalier zu, faßte mit ihren bebenden Händen seinen Kopf, umschlang ihn mit den blendend weißen Armen und zog ihn an ihre Brust.

»Treten Sie auf die Seite, Madame!« schrie Barada in der größten Wuth.

»Schießen Sie mich todt, wenn Sie wollen,« sagte sie. »Sie können dann Ihr mit Gift begonnenes Werk vollenden. Aber diesen Mann, vor dessen Degen Sie zittern, sollen Sie nicht meuchlings ermorden.«

»Zurück!«

»Elender, feiger Meuchler!« sagte Gabriele mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung.

»Wehe!« sagte Barada und richtete das Pistol auf seinen Feind, den Gabriele fest umschlungen hielt.

Er schoß — aber in demselben Augenblicke waren mehre Männer in das unterdessen von der Gräfin geöffnete Fenster gestiegen, und einer von ihnen hatte Barada's Arm ergriffen und dadurch die Richtung des Schusses geändert. Die Kugel schlug in einen Spiegel.

»Jetzt haben wir ihn!« rief Vigé, der mit Hilfe Champagne's und einiger Soldaten den Parlamentsrath band.

D'Artagnan schickte einen Boten an den Cardinal, um ihm die Verhaftung des Mannes vom Cours-la-Reine anzuzeigen, und während ein Gerichtsdiener — denn er war auf Alles bedacht gewesen — die noch nicht verbrannten Papiere in Beschlag nahm, begab er sich wieder zu den beiden Damen, welche halb todt unter der Obhut des Poeten geblieben waren.

*

»Kommen Sie geschwind, Chevalier!« sagte die Gräfin, als sie ihn bemerkte.

D'Artagnan kniete vor dem Bett, auf welches man Gabriele gebracht hatte. Sie war schrecklich blaß und ihre Lippen flüsterten abgebrochene Worte, — Bitten, Drohungen, Klagen, Hoffnungen, — unter denen der Name Charles unaufhörlich wiederkehrte. Die Gräfin Flavimont und Louis Vigé brachen in Thränen aus, und obgleich Beide sich als Opfer dieser leidenschaftlichen Liebe betrachten konnten, suchten sie die Leidende zu beruhigen. Doch es war umsonst, die Unglückliche kämpfte bereits den letzten Schmerzenskampf.

»Charles,« sagte Gabriele, die bei der Berührung seiner Hand wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt wurde, »Charles, ich erwartete Dich in meiner letzten Stunde — vergiß nicht was ich Dir gesagt habe: das einzige Rettungsmittel ist deine Vermälung — es ist mein letzter Wunsch und Wille — er sei Dir heilig. Hüte Dich vor dem Groll des Cardinals — und vor Allem sei unerbittlich gegen Barada — er ist ein unedler, boshafter Mensch, er würde Dich umbringen, wie er mein Leben vernichtet. Charles, lege die Hand auf mein Herz, es wird bald aufhören zu schlagen. Mein Gott! ich bin dein — und sein!«

Langes tiefes Stillschweigen folgte diesen kaum verständlichen Worten, und d'Artagnan fühlte die Hand, welche die seinige hielt, kalt und starr werden. Das Herz schlug nicht mehr, die Brust wurde nicht mehr von dem Athem gehoben. Er stand auf.

»Todt!« sagte er. »Arme Freundin — lebe wohl auf immer!«

»Todt!« wiederholte eine herzzerreißende Stimme, — und man hörte am Fuße des Bettes einen schweren Fall.

»Helfen Sie ihm, Gräfin!« sagte d'Artagnan und zeigte auf Vigé, der regungslos auf dem Fußboden lag. — »Ich will sie rächen!«

Er verließ das Sterbezimmer und kam in den Hof, als der festgebundene und geknebelte Barada in eine Kutsche gehoben wurde. Er setzte sich ihm gegenüber.

»In die Bastille!« sagte er.

»Und dieses Mal bleiben wir nicht darin!« sagte Champagne, der auf den Bock stieg und die Pferde antrieb.

XV.

Das Cabinet des Königs Ludwig XI.

In dem Hauptsaale der Gouverneurswohnung saßen an einem Tische der Chevalier d'Artagnan und Besmaux de Montlezun, — und einige Schritte von ihnen entfernt saß auf einem Schämel, von Champagne bewacht, ein Mann, der den Kopf auf beide Hände stützte. Tiefe Stille herrschte in dem Saale, denn man erwartete den Criminallieutenant Tardieu und seinen Actuar.

Kaum waren fünf Minuten verflossen, so that sich die Thür auf, und der wachhabende Offizier führte den Cardinal Mazarin herein.

Der Minister setzte sich in den mittleren Lehnstuhl, und nachdem er die Begrüßung der beiden Edelleute nur flüchtig erwiedert, sagte er:

»Wissen Sie auch gewiß, d'Artagnan, daß der es wirklich ist?«

Als der Mann auf dem Schämel diese Stimme hörte, hob er den Kopf.

»Herr von Barada!« rief der Minister mit dem größten Erstaunen.

»Ja, ich bin's, Monseigneur, und ganz erstaunt über die Behandlung, die mir widerfährt!« sagte Barada.

Mazarin sah d'Artagnan an.

»Monseigneur,« sagte der Chevalier, »die Frechheit dieses Mannes ist groß, Sie sehen in diesem Augenblick den Beweis davon; aber ich hoffe, daß das Verhör des Herrn Criminallieutenants seine Schuld außer Zweifel setzen wird. Ich erkenne ihn als den Anstifter und Anführer des meuchlerischen Angriffs, der vor einem Jahre am Cours-la-Reine gegen Ew. Eminenz gerichtet wurde; er war Morgens sogar bei mir gewesen, um mich zur Theilnahme an dem Attentat zu gewinnen. Was den Mordplan zu Bouillon betrifft, so hat der Angeklagte Sans-Pair bereits vor Gericht erklärt, daß derselbe Mann, den er nur als »Advocat« zu bezeichnen wußte, der Anstifter war und sich seiner nur als Werkzeug bediente. Zur Zeit des Attentates am Cours-la-Reine war Herr von Barada wirklich Advocat am Parlament von Paris.«

»Monseigneur,« setzte Besmaux hinzu, »ich hatte diesen Herrn damals nie gesehen; aber ich erinnere mich sehr gut, daß Sans-Pair mir in dem Verhör zu Bouillon von dem Manne, der ihn gedungen, eine Personenbeschreibung gab, welche mit dem Aeußern dieses Herrn genau übereinstimmt.«

»Lügen und Erdichtungen!« sagte Barada.

»Monseigneur, ich versichere bei meiner Cavalierehre,

daß ich die Wahrheit gesagt habe,« sagte d'Artagnan, die Hand ausstreckend.

»Monseigneur,« erwiederte Barada, »das Zeugniß des Chevalier d'Artagnan ist doppelt verdächtig, und Ew. Eminenz werden einsehen, daß er nicht zugelassen werden darf. — In welcher Absicht klagt er mich an? — Aus persönlichem Haß, der seine Quelle in einem sträflichen Gefühl hat. Wenn Gott will, daß ich wieder frei werde, müssen die Gesetze des Landes einschreiten.«

»Wenn Sie zu meinem größten Erstaunen frei werden sollten,« entgegnete d'Artagnan, »so werden Sie der Justiz Rede stehen wegen der Ermordung Ihrer Gattin. Sie haben ihr Gift gegeben, sie hat es in ihren letzten Augenblicken offen ausgesprochen.«

»Ist das wahr?« fragte der Cardinal, als er sah, daß Barada die Farbe wechselte.

»Monseigneur,« antwortete Barada mit mühsam errungener Fassung, »es ist unmöglich, daß Ew. Eminenz solchen Anschuldigungen Glauben schenken, zumal wenn dieselben nicht erwiesen sind. Ich durchschaue die Taktik meiner Ankläger. Ein Mann hat sich vor langer Zeit eines verbrecherischen Attentates schuldig gemacht; er ist unbekannt geblieben, er ist todt, — vielleicht hat er gar nicht existirt. Nun behauptet ein anderer Mann, um seine Rachegelüste zu befriedigen, ich hätte jene Unthaten begangen; wie kann man aber einer solchen unerwiesenen Behauptung Glauben schenken?«

Der Cardinal schien zu schwanken.

»D'Artagnan,« sagte er, »ich kenne Herrn von Barada, er hat mir fast seit einem Jahre Beweise seiner Anhänglichkeit an die Person und die Regierung Sr. Maje-

stät gegeben, und ich verhehle Ihnen nicht, daß es mir höchst peinlich sein würde, an seine Vergangenheit erinnert zu werden.«

»Monseigneur, hüten Sie sich vor den doppelzüngigen Menschen, welche an zwei feindlichen Parteien zu Verräthern werden.«

»Man stelle mich vor Gericht,« sagte Barada, erfreut über diese Wendung des Gesprächs.

»Nehmen Sie sich in Acht,« erwiederte aber der Cardinal. »Es ist uns nicht schwer, die zur Gefängnißstrafe oder Verbannung verurtheilten Parlamentsräthe Joly, Vineuil und Croissy aufzufinden; sie würden jetzt vielleicht mehr aussagen als früher.«

»Diese Herren werden meinen Namen gewiß nicht aussprechen, wenn er ihnen nicht dictirt wird,« antwortete Barada. »Monseigneur, ich bin Staatsbeamter, ich kenne den Werth der Dinge und Worte, zumal der Zeugnisse. Ich bitte daher Ew. Eminenz, mir Richter oder wenigstens vollständige Freiheit zu bewilligen, um mich von jeder Anklage reinigen zu können, — mit Vorbehalt der Genugthuung, die ich von meinem Ankläger zu fordern habe.«

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan aufstehend, »sobald die Sache diese Wendung nimmt, habe ich nichts mehr damit zu thun. Der Angeklagte gehört Ihnen. Ich habe mein Recht nur noch mit dem Degen zu wahren.«

»Herr von Besmaux,« sagte Mazarin, »sehen Sie doch zu, warum Herr Tardieu nicht kommt. Er ist doch schon in der Bastille.«

Der Gouverneur entfernte sich. D'Artagnan zog seinen Degen und nahm seinen Platz wieder ein.

»Was ist das, d'Artagnan?«

»Monseigneur, bis Sie die Freilassung dieses Mannes befehlen, betrachte ich ihn als einen Missethäter und versehe den Dienst eines Schaarwächters.«

»Geben Sie mir einen Degen,« sagte Barada aufstehend, »und machen wir ein Ende!«

»Ein Duell mit Ihnen!« antwortete der Béarner mit der tiefsten Verachtung. »Pfui! was fällt Ihnen ein? Es ist vielmehr ein —«

»Da kommt Herr Tardieu,« unterbrach der Cardinal, als er draußen Geräusch hörte.

Der Criminallieutenant erschien mit einer großen Schriftentasche und warf einen stechenden Seitenblick auf Barada, den er nicht einmal grüßte — ein Umstand, der von allen Anwesenden bemerkt wurde und dem Angeklagten sehr unangenehm auffiel.

Der Cardinal sprach einige Worte leise mit Tardieu, so wie Besmaux mit d'Artagnan.

»Sie erklären also,« sagte der Criminallieutenant zu Barada, »daß Sie nie mit den Meuchlern am Cours-la-Reine und mit dem Atentate zu Bouillon in Verbindung gestanden?«

»Ich beschwöre es,« antwortete Barada.

»Wir werden Sie indeß einer gewissen Person gegenüberstellen. Da Se. Eminenz Ihnen alle Rechtswohlthaten zugestehen will, so wird diese Gegenstellung mit gewissen, zu Ihrem Vortheile gereichenden Vorsichtsmaßregeln begleitet sein.«

Tardieu schlug die Hände zusammen. Auf dieses Zeichen erschienen etwa fünfzehn Personen — Soldaten, Diener, sogar Gefangene, die im Hofe der Bastille aufgegriffen waren — und stellten sich auf eine Seite.

»Stellen Sie sich zwischen diese Herren,« befahl Tardieu dem Angeklagten.

Barada gehorchte, aber er war entsetzlich blaß geworden.

Der Criminallieutenant gab wieder ein Zeichen. Eine andere Thür that sich auf und Sans-Pair hinkte mit verbundenem Kopfe herein. Er war ganz erstaunt, sich in so zahlreicher Gesellschaft zu befinden.

»Meine Herren,« sagte Tardieu zu den Anwesenden, »belieben Sie den eben eintretenden Mann anzusehen, und —«

Sans-Pair sah natürlich alle auf ihn gerichteten Gesichter an, — und ehe Tardieu Zeit hatte, ein Wort hinzuzusetzen, schrie er laut auf.

»Ha, der Advocat!« sagte er, auf die Gruppe zugehend und auf Barada zeigend.

Tardieu ließ alle bei der Sache nicht betheiligten Personen hinausgehen und sah den Cardinal fragend an.

»Das beseitigt jeden Zweifel,« antwortete Mazarin.

Barada lachte höhnisch.

»Es wundert mich,« sagte er, »daß man so plumpe Inzichten für Beweise halten kann. Ich kenne diesen Mann; er war während der Fronde ein sehr gefügiges Werkzeug in den Händen des Herzogs von Beaufort, des Prinzen von Condé und des Herrn von Gondi. Für zehn Pistolen würde er gegen seinen Vater als Ankläger auftreten.«

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan, empört über die Schwäche und Parteilichkeit, welche der Cardinal in dieser Verhandlung zeigte, »setzen Sie den Herrn in Freiheit, ich wasche meine Hände in Unschuld.«

»Ihn — in Freiheit setzen! diesen Schurken, der mich

in's Unglück gestürzt hat! Nein, bei allen Teufeln!« rief Sans-Pair, indem er auf Barada losstürzte und ihn bei der Kehle faßte.

Der Parlamentsrath entledigte sich seiner indeß mit großer Leichtigkeit.

»Herr von Besmaux,« sagte der Criminallieutenant, »haben Sie die Güte, Sans-Pair abtreten zu lassen; aber er soll sich nicht entfernen.«

Besmaux führte den Kerkermeister an die Thür, aus der er gekommen war, und schloß sie hinter ihm.

»Monseigneur,« setzte Tardieu hinzu, »ehe ich weiter gehe, glaube ich Ihnen die bei Herrn von Barada aufgefundenen Papiere mittheilen zu müssen. Wegen seiner Unterwerfung vor dem Ende der Unruhen haben sie alle nur einen bedingten Werth, und können zur Unterstützung der Anklage nicht wesentlich beitragen; aber ein noch versiegelter, theilweise verbrannter Brief an Ew. Eminenz ist aufgefunden worden.«

»Ein Brief an mich,« sagte der Cardinal, während Tardieu in seiner Schriftentasche suchte und ein Schreiben herausnahm, dessen eine Ecke vom Feuer verzehrt war.

Barada warf einen verstohlenen Blick auf das Schreiben und sank wie vernichtet auf den Schämel.

Mazarin erbrach das Schreiben und las leise die von den Flammen verschont gebliebenen Zeilen, welche übrigens einen vollständigen Sinn bildeten:

»Monseigneur,

»Der Mann, welcher eines Abends die Worte: Heinrich und Bayonne mit Ihnen wechselte, zeigt Ihnen hiermit an —

— von Paris abgereist ist —

— Ihnen nach dem Leben zu trachten. Der Ueber —
— Herr von Barada, Parlamentsr —
— ordeaux, Ihr treuer D —
— wird Ihnen das Nähere mitth —
— zur Verhaftung des Meuchlers Beh —
Paris, 17. December 1652.«

»Dieser Brief muß in den Gerichtsverhandlungen vorgezeigt werden,« sagte Mazarin aufstehend; »er ist von Herrn de Gondi, den ich ungerechter Weise im Verdacht hatte. Kommen Sie, Herr Tardieu.«

Der Criminallieutenant stand auf und schickte sich an dem Cardinal zu folgen.

»Herr von Barada,« sagte der Minister zu dem Angeklagten, »ich hätte Sie gern gerettet, aber die Beweise sind zu überführend.«

Barada antwortete mit einer Kopfbewegung, welche noch einige Hoffnung anzudeuten schien.

»Herr Gouverneur,« setzte der Cardinal hinzu, »Herr von Barada ist Ihr Gefangener.«

Barada blieb mit Besmaux und d'Artagnan allein.

»Lieber Besmaux,« sagte d'Artagnan, der nun ebenfalls aufstand und sich auf seinen Degen stützte, »Sie kennen Ihren Gefangenen nicht, und in Ihrer Herzenseinfalt werden Sie wähnen, Sie könnten ihn zwischen vier dicken Mauern, wie die von Nr. 14 des Freiheitsthurmes, in sicherem Gewahrsam halten. Ich hingegen bin der Meinung, daß Herr von Barada vielleicht nie näher als eben heute daran gewesen ist, Ihnen zu entwischen. Solche Naturen haben etwas Katzenartiges, sie fallen immer auf ihre Pfoten.«

»Scherz bei Seite, meine Herren,« sagte Barada. »Lassen Sie mich ins Gefängniß führen.«

»Besmaux,« setzte d'Artagnan hinzu, »ehe acht Tage vergehen, wird Herr von Barada Ihr Nachfolger; Sie wissen ja, daß er Sie bereits verdrängt hatte. Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen: — ich will meinen Gewissensscrupeln Schweigen gebieten und meinen Degen gegen ihn ziehen.«

»Was fällt Ihnen ein, lieber Freund?«

»Lassen Sie, Herr Gouverneur,« antwortete Barada höhnisch lachend, »der Herr Chevalier ist wahnsinnig.«

»Besmaur, ich bitte Sie, geben Sie ihm Ihren Degen.«

»D'Artagnan, bedenken Sie, die Gesetzlichkeit —«

»Ei, die Gesetzlichkeit ist nur ein leeres Wort, unter dessen Schutze nur dumme Streiche gemacht werden. Ich sage Ihnen, er wird Ihr Nachfolger als Gouverneur der Bastille werden, wenn wir ihm Zeit dazu lassen. Ueberdies wird es dem Cardinal nicht unlieb sein, diese Sache abgethan und zugleich diesen Plagegeist beseitigt zu sehen. Ich kenne ihn, Sie kennen ihn auch, und Sie wissen, daß es ihm angenehm ist, wenn man ihn erräth und seinen Wünschen entgegenkommt. Also geschwind, geben Sie ihm Ihren Degen.«

»Ich kann nicht, d'Artagnan,« sagte Besmaux, der durch das höhnische Lächeln des Parlamentsrathes eingeschüchtert wurde.

»Sie können nicht! Wir wollen ja, wenn's Gott will, einem Feinde den Garaus machen. — Fürchten Sie nichts, Herr von Barada, ich will Sie nicht meuchlings ermorden. — Besmaux, Sie haben noch vom Cours-la-Reine, wo er Sie in den Sand streckte, eine Scharte auszuwetzen, — überdies wollte er Sie auch ruiniren. Sie müssen bei diesem

Anlasse den Gouverneur abstreifen und wieder der junge lebenslustige Cavalier von vormals werden.«

»D'Artagnan, Sie compromittiren mich,« sagte der Gouverneur, der seinen Degen zog und dem Chevalier reichte.

»Nehmen Sie!« rief d'Artagnan und warf Barada den Degen vor die Füße.

»Ich schlage mich nicht,« antwortete dieser und stieß den Degen mit dem Fuße zurück.

»So, dann nehmen Sie sich in Acht!«

»Ich bin Staatsgefangener, ich habe mich vor Gericht gegen eine Anklage zu vertheidigen; mein Leben muß bis zum Urtheilspruch für Jedermann unverletzlich sein.«

»Wehre Dich, Verräther!«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich nicht schlage.«

»Du hast also nur gegen Weiber Muth, feiger Meuchler!«

»Ich habe einen festen Willen. — Aber die Gerichtsverhandlungen werden noch merkwürdiger werden, wenn ich erzähle, wie man mir Gewalt anthut. Nur weiter, meine Herren, fahren Sie nur so fort.

D'Artagnan hob seinen Degen, um den frechen Menschen mit der flachen Klinge zu züchtigen.

»Halt, d'Artagnan!« sagte Besmaux dazwischentretend. »Im Grunde glaube ich mehr als je, daß Sie vollkommen Recht haben, diesen Herrn in eine andere Welt zu expediren, denn er scheint mir auf dieser Welt sehr überflüssig zu sein. — Herr von Barada,« setzte er hinzu, »ich rathe Ihnen dringend den ehrlichen Kampf, den Ihnen mein ehrenwerther Freund, der Chevalier d'Artagnan, anbietet, nicht abzulehnen; Sie können dabei nur gewinnen.«

»Glauben Sie?« fragte Baraba, die Achseln zuckend.

»Erstens werden Sie vielen unangenehmen Förmlichkeiten überhoben. Ihre Collegen Joly, Vineuil und Croissy sind nicht auf die Folter gekommen, weil wir damals dem Ende der Unruhen zu nahe waren; heute hingegen würde man die gleiche Schonung vielleicht nicht mehr beobachten. Herr Tardieu ist ein strenger Mann, und Sie sind zwischen starken Mauern, durch welche nur das dringt, was man vor die Oeffentlichkeit bringen will.«

»Ich weiß es,« antwortete Baraba, der seine Bangigkeit nicht ganz zu verbergen vermochte.

»Sie vermeiden überdies den Grèveplatz mit dem Beil, oder den Galgen — das ist doch zu berücksichtigen.«

»Ich schlage mich nicht!« erwiederte Baraba. — »Ha! der Henker! —«

»Das ist noch nicht Alles,« fuhr Besmaux fort, der sein wichtiges und zumal einträgliches Amt zu verlieren fürchtete. »Sie haben gewiß von dem Cabinet gehört, in welchem der König Ludwig XI. seine Andacht zu verrichten pflegte?«

»Ja richtig,« erwiederte d'Artagnan, »jenes Cabinet, wo in einem Winkel eine Feder angebracht war. Wenn man auf diese Feder drückte, that sich eine Fallthür auf —«

»Ganz richtig,« sagte Besmaux. »Das Zimmer, wo wir uns befinden, ist an der Stelle jenes berüchtigten Cabinets eingerichtet worden. Sehen Sie, Herr von Baraba.«

Der Gouverneur trat an ein Fenster und drückte auf einen vergoldeten Knopf, der sich rechts befand.

Sogleich hörte man ein ziemlich starkes Rasseln und ein Theil des Fußbodens, etwa sechs Fuß in's Gevierte, sank ein, so daß nur ein dunkles Loch blieb.

»Nehmen Sie den Degen auf, den Ihnen der Herr Chevalier so großmüthig angeboten hat,« setzte Besmaux hinzu; »sonst schwöre ich Ihnen, daß ich meinen künftigen Nachfolger in dieses Verließ zu den Gebeinen der Privatfeinde Ludwig's XI. schicken werde.«

Barada stand bleich und zähneknirschend an der Wand.

Die Fallthür schloß sich wieder und Besmaux entfernte sich von dem vergoldeten Knopf.

»Sie sehen,« sagte er, »daß Sie aus dieser Welt verschwinden können, ohne daß sich Jemand um Sie kümmert. Man spricht viel von den Verließen der Bastille; zwingen Sie uns nicht, Ihnen zu beweisen, daß sie keine bloße Volkssage sind, und nehmen Sie das großmüthige Anerbieten meines ehrenwerthen Freundes an.«

Barada nahm zögernd den Degen auf, indem er die beiden Anderen mit einem wüthenden Blicke ansah.

»Nun, es sei, da ich nicht umhin kann,« sagte er; »tödten Sie mich — wenn Sie können!«

Die beiden Gegner kreuzten die Klingen und begannen den Kampf.

In demselben Augenblicke that sich eine Thür auf und Sans-Pair stürzte, einen Stuhl in der Hand haltend, zwischen die Kämpfenden.

»Herr Chevalier,« sagte er, »wollen Sie mir denn nichts übriglassen?«

»Tritt auf die Seite, Sans-Pair, ich habe keine Zeit zu verlieren!«

»Nein, er gehört mir. Sie haben ihn angezeigt; er wird sich vor Gericht wahrscheinlich nicht rechtfertigen können, Sie bekommen also einen recht hübschen Antheil.«

»Ei, was liegt Dir daran!«

»Wie, was mir daran liegt? Ist es denn nicht Zeit, daß die vornehmen Schufte endlich aufhören, uns arme Teufel als Werkzeuge für ihre ehrgeizigen Zwecke zu benutzen und uns im Stich lassen, wenn die Gefahr da ist, oder wenn sie ihre Taschen mit Gold und Gnadenbriefen vollgestopft haben? Geben Sie mir Ihren Degen, ich will ihm schon den Garaus machen, darauf können Sie sich verlassen, Sie kennen mich ja. Und wenn ich falle, können Sie immer noch fortfahren, wo ich aufgehört habe.«

»Schweig — und mache mir Platz!«

»Nein! er gehört dem Henker. Ich will es sein, ich muß sein Leben haben!« rief der Kerkermeister und drang mit drohend erhobenem Stuhle auf Barada ein, der sich mit dem Degen zur Vertheidigung bereit hielt.

»Tritt auf die Seite, sage ich Dir!« sagte d'Artagnan, der die Geduld verloren; »ich spieße Dich sonst gegen die Wand.«

»Ach! wenn ich einen Degen hätte —«

»Besmaux, ich bitte Sie, halten Sie ihn zurück.«

Besmaux, dem diese Wendung der Sache höchst unangenehm war, fing schon an zu bereuen, daß er zu diesem sonderbaren Duell die Hand geboten. Er mochte Sans-Pair, der vermuthlich gelauscht hatte, nicht fortschicken; denn der Mensch konnte plaudern und ihm große Verlegenheiten bereiten. Er faßte blos den Stuhl, den er drohend schwang, und zwang ihn, wie er selbst, ein ruhiger Zuschauer, des Kampfes zu bleiben.

Sans-Pair gehorchte mit Widerstreben, und die beiden Gegner kreuzten wieder ihre Klingen.

Es war dieses Mal nicht, wie im Château-Trompette,

ein ungestümer, hastiger Kampf; Beide fochten mit Ruhe und Besonnenheit und der Eine schien zu warten, daß sich der Andere eine Blöße gebe.

D'Artagnan hatte schnell seinen Mantel um den Arm gewickelt, wie die catalonischen Cuchilleros; er wollte Alles aufbieten, was ihm über einen so gefährlichen Feind einen Vortheil verschaffen konnte. Aber es gelang ihm nicht, den Degen seines Gegners in den Falten dieses improvisirten Schildes zu verwickeln.

Baraba, der Enkel eines Spaniers, kannte vermuthlich dieses Manöver und vermied es sorgfältig. Der Chevalier änderte nun seine Taktik: er warf den Mantel weg und nahm seine Zuflucht zu der bekannten Furia Francese, gegen welche die fremden Waffen fast immer erfolglos geblieben sind.

Der Parlamentsrath war dem Gardecapitän keineswegs gewachsen, er wußte es aus Erfahrung; er beschränkte sich daher auf das Pariren bis zu dem Augenblicke, wo er, eine Blöße seines Gegners benutzend, auf diesen eindringen könnte.

D'Artagnan griff mit großem Ungestüm an. Mitten in dem tiefen Stillschweigen, welches die beiden Gegner beobachteten, hatte das Klirren der Degen etwas Unheimliches, was auf den sonst so kaltblütigen Besmaux einen lebhaften Eindruck machte.

Sans-Pair sah dem Kampf mit gespannter Aufmerksamkeit zu; er konnte als geschickter Fechter jeden Stoß, jede Parade beurtheilen; aber eben seine Sachkenntniß verdoppelte seine Ungeduld, die sich durch dumpfes Geheul kundgab.

»So greifen Sie doch an!« rief d'Artagnan, den dieses langweilige Zuwarten ermüdete, seinem Gegner zu.

»Ich will Sie ja nicht tödten!« antwortete der Parlamentsrath.

»Sie haben Furcht!«

Baraba erblaßte, obgleich sein Gemüth gegen den Stachel der Eigenliebe stark gepanzert war, und antwortete mit einer recht geschickten Finte, welche d'Artagnan leicht parirte.

»Sie sind ein Raufer!« schrie Baraba.

»Schurke,« erwiederte d'Artagnan ingrimmig, »parire auch diesen Stoß!«

Er drang so ungestüm auf seinen Gegner ein, daß dieser unwillkürlich wieder zurückwich.

Aber in diesem Augenblicke sprang Sans-Pair auf, klatschte mit wildem Geschrei in die Hände und stürzte in die Ecke, wo Besmaux vorhin auf die Feder des Verließes gedrückt hatte.

Sogleich rasselte die entsetzliche Maschine, und Baraba, der auf der Fallthür stand, sank mit ihr ein.

»Ha!« schrie Sans-Pair mit einer an Wahnsinn grenzenden Freude.

D'Artagnan und Besmaux standen regungslos und von Entsetzen gelähmt.

Baraba war indeß nicht ganz in den Abgrund gefallen: — er hatte seinen Degen losgelassen und hielt sich mit den Händen am Rande des Fußbodens.

»Zu Hilfe! —« rief er mit klagender, bittender Stimme.

Inzwischen kamen der Cardinal und der Criminallieu-

tenant wieder in den Saal und sahen mit Entsetzen den gähnenden Abgrund und den Unglücklichen, der sich am Rande desselben festklammerte.

Barada suchte seine Nägel in den Fußboden einzugraben, denn seine in der Luft baumelnden Füße fanden keinen Stützpunkt, — die Wände des Schachtes waren glatt und erweiterten sich überdies nach unten.

»Monseigneur,« rief er, »ja, ich bin schuldig — ich habe Ihnen am Cours-la-Reine und zu Bouillon nach dem Leben getrachtet. Ich gestehe Alles, Alles — aber retten Sie mich!«

Der Cardinal gab Sans-Pair einen Wink und sagte gebieterisch:

»Reiche ihm die Hand.«

»Ich?« antwortete der Kerkermeister ingrimmig.

»Gehorche.«

Sans-Pair hinkte auf die dunkle Oeffnung zu; — aber statt sich zu seinem ihn flehend anblickenden Feinde zu neigen, hob er den Fuß und trat ihm mit dem Absatz auf die Finger.

Barada ließ furchtbar fluchend den Rand des Verließes los; aber mit seiner andern Hand hatte er Sans-Pair's Beinkleid gefaßt.

Dieser verlor das Gleichgewicht und stürzte mit Barada in den Abgrund.

Man hörte einen doppelten herzzerreißenden Schrei — und gleich darauf den Fall eines in schlammiges Wasser fallenden Körpers. Dann war Alles still in der Tiefe.

Die vier Zeugen dieser Schreckensscene traten unwillkürlich an den Rand des Verließes und starrten mit Entse-

ten die dunkle Tiefe an. Dann wandte sich der Cardinal zu dem Gouverneur und sagte, auf das Verließ zeigend:

»Schließen Sie es.«

Er entfernte sich mit dem Criminallieutenant und dem Chevalier d'Artagnan. Er sprach unterwegs und zu Hause kein Wort über den Vorfall.

Aber als er die beiden Herren entließ, sagte er zu ihnen: »Es gibt eine Bestimmung.«

XVI.

Unter der Maske.

Am 15. August, dem Namenstage des Königs, war Maskenball im Louvre. Die Nichten des Cardinals sahen ihren Wunsch erfüllt. Es versteht sich, daß der Ball viel glänzender war, als der vorigjährige in Pontoise. In den prächtigen Costümen, den seltsamen Incognitos und Ueberraschungen, zumal der Munterkeit des jungen Monarchen war die üppige Pracht der bevorstehenden Regierung bereits zu erkennen.

Die Königinnen des Festes waren die schönen Hofdamen, die getreuen und die wieder angeworbenen, die Freundinnen und die versöhnten Feindinnen, — die Mancini, Martinozzi |Comminges, Beuvron, Villeroy, Mortemar, Frau von Sévigné, die Marquise von Frontenac, die Herzogin von Châtillon, Mademoiselle d'Heudecourt und viele andere. Der König war überglücklich und in dem Geflüster der verschiedenen Gruppen fehlte es nicht an Bemerkungen.

Man zeigte sogar kichernd auf Frau von Beauvais, die Kammerfrau der Königin, deren Alter den jungen Kö-

nig nicht abgeschreckt hatte, und in deren Erfahrung die auffallende und plötzlich hervortretende Kühnheit Ludwigs die genügende Erklärung fand. Es war selbst der reizenden, kecken Herzogin von Châtillon nicht gelungen, seine Schüchternheit zu besiegen.

Die drei Cousinen waren, wie immer, in ganz gleichen rosenfarbenen Dominos; aber Olympia wurde von einem schwarzen Domino fortgezogen und ließ ihre beiden Begleiterinnen allein.

»Liebe Olympia,« sagte der schwarze Domino, nachdem er mindestens zwanzig Minuten mit der Nichte des Cardinals gesprochen hatte, »ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Sie liebe. Man erkennt mich wohl nicht, aber es scheint mir, daß alle Blicke auf mich gerichtet sind.«

»Fürchten Sie nichts, Sire —«

»Still! ich bin hier nur Ihr innigster Freund, Ihr wärmster Verehrer. Für Sie bin ich nur Ludwig. — Ist meine Hand nicht glühend heiß? Ach, wenn Sie Ihre Hand auf mein Herz halten könnten!«

»O, schweigen Sie, Sire —

»Schon wieder!« sagte der Domino ungeduldig.

»Schweigen Sie, Louis, ich bitte Sie!«

»Olympia, ahnst Du nicht, daß ich Dich liebe? — Wir sind mit einander erzogen worden und für einander bestimmt. Aber Du liebst mich nicht.«

Ein leiser Seufzer, ein lebhafter Händedruck war die Antwort der jungen Italienerin, und der schwarze Domino fühlte ihr Herz an seinem Arme ungestüm schlagen.

»Olympia, sage mir, daß Du mich liebst. Sage es,

und auf ein Wort werde ich eine ganze glückliche, beseligende Zukunft bauen. Sprich!«

»O, Sie machen mir Angst — man sieht uns an; gehen wir weiter.«

Das Paar entfernte sich, und einige Augenblicke nachher ging es an Maria Mancini und Anna Maria vorbei, welche den schwarzen Domino ganz gut erkannten. Maria Mancini erschrak. Anna Maria blieb ganz ruhig.

»Du siehst,« sagte Maria weinerlich, »er liebt mich nicht.«

»Du irrst Dich, er ist's nicht.«

»Mein Herz ahnt ihn.«

»Olympia ist ehrgeizig,« erwiederte Anna Maria, »sie wünscht Königin von Frankreich zu werden.«

»Sie mag immerhin Königin werden, es liegt mir wenig daran. Ich liebe Ludwig und nicht den König.«

»Nun, ich will Dir ihn wieder zuführen.«

Anna Maria verließ ihre Cousine und ging, die beiden Liebenden suchend, allein durch das Gewühl. Sie entdeckte sie bald an einem Fenster, — und sie waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie ihnen unbemerkt ganz nahe kam. Sie konnte freilich nur einige Worte von ihrem Gespräch verstehen, aber die aus den Augenöffnungen der Masken dringenden feurigen Blicke waren beredter als Worte.

»Wir müssen uns trennen — da kommt Jemand!« sagte Olympia. — »Siehe da, Du bist's?« setzte sie hinzu, als sie den rosenfarbenen Domino erkannte.

»Ja, Maria hat mich so eben verlassen; ich suchte Dich.«

Der schwarze Domino drückte Olympia's Hand und entfernte sich wonnetrunken. Trotzdem brachte er allen Schön-

heiten, die ihn umschwärmten, sobald er die Maske abgenommen, seine Huldigungen dar.

Die alte, einäugige Frau von Beauvais, wie Saint-Simon sie nennt, hatte, wie wir sehen, den Neid mehr als einer Schönen erregt; alle drängten sich heran, um das schöne, freundliche Gesicht zu sehen, welches später für den ganzen Hof den Glanz der Sonne bekam.

Anna Maria und Olympia traten auf Maria Mancini zu, die allein auf einem Sessel zurückgeblieben war. Die wunderholde Blondine aber änderte auf einmal ihre Richtung, so daß sie den Herzog von Savoyen, der ihr im Wege stand, im Vorbeigehen berührte.

Anna Maria stieß ihre in Gedanken vertiefte Cousine mit dem Ellbogen und warf sie so zu sagen in die Arme dieses Verehrers, den Olympia in der That zu gering schätzte, obgleich er die reinsten Absichten hatte und sie aufrichtig liebte.

»Jetzt,« sagte Anna Maria, auf ihre Cousine zueilend, »muß ich den König aufsuchen und ihn zwingen, bei mir zu bleiben. Suche das Fräulein von Heudecourt auf und halte sie fest. — Ach, der König ist noch zu jung, um aufrichtig zu lieben. Glaube mir, diese Liebe wird Dich verzehren; Du würdest besser thun, ihr zu entsagen, so lange es noch Zeit ist.«

»Ist das wirklich dein Ernst, Du böses Mädchen? — Du liebst ja —«

»Ich vermäle mich in drei Monaten mit dem Prinzen von Conti, ich habe es geschworen.«

»Solche Schwüre hält man nicht.«

»Ich habe es bei der Madonna geschworen. — Ach

Maria, Dir kann ich's wohl sagen — ich kann ihn nicht vergessen!« sagte die wunderholde Blondine mit tiefem Schmerz.

»Man sagt, er werde sich mit der Gräfin Flavimont vermälen.«

»Das ist nicht möglich — ich glaube es nicht. Die Männer sind freilich so wankelmüthig. — Maria, es gibt Augenblicke, wo ich auf immer ins Kloster gehen oder ihm — ich weiß es, ich bin zuweilen von Sinnen, und doch, ich fühle es, wenn ich ihn wiedersähe —«

Anna Maria schwieg plötzlich. Sie vermochte sich kaum aufrecht zu halten und schmiegte sich an ihre Cousine. Sie zitterte — die feurigen Blicke, welche aus den Augenlöchern einer schwarzen Maske hervordrangen, trafen ihr Herz.

»Er ist's!« flüsterte sie, auf diese neue Maske deutend, so leise, daß es Maria kaum hörte.

Sie fand Kraft genug wieder, — nicht sich zu entfernen, sondern auf ihn zuzugehen. Sie schien einen raschen Entschluß gefaßt zu haben. Die Maske gab ihr eine Kühnheit, deren sie sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie zog ihre Cousine mit sich fort.

»Diese Nacht um zwei Uhr, an der Ecke der Rue Vivienne!« sagte sie hastig und fast gebieterisch, obgleich ihre Stimme zitterte.

Die schwarze Maske verneigte sich und blieb wie geblendet stehen.

Die liebliche Erscheinung war schnell verschwunden.

Ganz in der Nähe lag ein Bajazzo auf einer Bank und schlief. Die schwarze Maske rüttelte ihn, und die starren gläsernen Augen des Schläfers sahen so ehrlich aus, daß man einen Spion in ihm nicht vermuthen konnte.

»Was hast Du gethan?« sagte Maria Mancini, als sich die beiden Cousinen entfernt hatten.

»Was ich gethan habe?« antwortete die wunderholde Blondine zerstreut. »Es ist wahr, ich bin von Sinnen. — Aber beruhige Dich, es ist zu deinem Glücke. — Ich habe gehört was der König zu Olympia sagte — er wird behilflich sein — sein Herz soll Dir wieder zugewandt werden — ich schwöre es Dir —«

»Bei der Madonna?« — fragte Maria Mancini.

Die wieder beginnende Musik übertönte die Antwort des Fräuleins von Martinozzi, und bald nachher — denn damals dauerten die Ballfeste nicht bis gegen Morgen — gab die Mitternachtsstunde das Zeichen zum Aufbruch.

XVII

Wie gefährlich es zu jener Zeit war, sich zu spät in die Rue Vivienne zu wagen.

Seitdem d'Artagnan die Bastille verlassen hatte, war er von Spionen umgeben, und obgleich er äußerst vorsichtig in seinem Benehmen war, obgleich er mit der größten Aufmerksamkeit Alles beobachtete was um ihn vorging, bemerkte er nicht, wie argwöhnisch er belauscht wurde. Er war gleichwohl in einer sehr gedrückten Stimmung, er fühlte eine Befangenheit, von der er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Als er das Louvre verließ, ging er durch die Straße Saint-Honoré. In der Nähe der Straße Saint-Denis

glaubte er das Rauschen eines seidenen Kleides hinter sich zu hören, und bald sah er ganz deutlich eine dunkle Gestalt, die sich schnell in den Schatten einer niedrigen Hausthür zurückzog.

»Du sollst mich nicht erwischen!« sagte er zu sich und ging rasch nach Hause.

Champagne lag, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, in tiefem Schlaf. D'Artagnan konnte ihn daher nur mit einiger Mühe bewegen, ein großes Schwert anzuschnallen und einen Mantel umzuhängen. Als er ihm endlich einen Hut mit einer schönen orangefarbenen Feder aufsetzte, war der Schläfer völlig erwacht.

D'Artagnan gab ihm schnell seine Weisungen und schob ihn zur Thür hinaus.

»Vor Allem,« rief er ihm nach, »mußt Du meinen Gang nachahmen und Dich nicht umsehen.«

Darauf ging der Chevalier in seinen Salon, hob einen Vorhang etwas auf und sah, wie die dunkle Gestalt, die ihm vorhin gefolgt war, Champagne auf dem Fuße nachschlich.

D'Artagnan's Vorkehrungen waren bald beendet. Er schnallte ein gutes Schwert um, nahm einen dunklen einfachen Mantel, einen Hut ohne Feder und verfolgte den Spion, dessen schwarzen Domino er deutlich erkannte.

An der Ecke der Rue des Bons-Enfans pfiff der Kundschafter laut; aber d'Artagnan stürzte auf ihn zu und gab ihm mit der flachen Klinge einen so tüchtigen Schlag auf den Kopf, daß er ihn zu Boden streckte. Dabei that sich der Domino auf, und der Chevalier, der ihm eben die Maske abnehmen wollte, erkannte an seinem

Anzuge den Bajazzo, der im Ballsalle auf der Bank geschlafen hatte.

»Diable!« sagte er, »die Sache ist bedenklicher als ich glaubte.«

Er eilte der Rue Vivienne zu. Als er an die Gartenmauer des Palais Mazarin kam, hörte er ein Geräusch wie von einem Handgemenge.

Es war ohne Zweifel sein Diener, der den Kleidern des Chevaliers die Ehre dieses Kampfes verdankte. Eine schwache Stimme beantwortete den Angriff mehrer Personen mit Verwünschungen und Drohungen.

Er konnte sich nicht entsinnen, wo er diese jugendliche helle Stimme schon gehört hatte, aber er fühlte sich seltsam bewegt und zugleich bemerkte er seinen Mantel und Federnhut an der Ecke der Rue Vivienne.

»Hierher, Champagne!« rief er und eilte auf die Stelle zu, wo der Kampf stattfand.

Ein einziger Mann von kleiner Gestalt wehrte sich mit Mühe gegen ein Dutzend Lakaien. D'Artagnan besann sich keinen Augenblick, und gefolgt von seinem Diener, der als vormaliger Soldat das Schwert auch recht geschickt zu führen mußte, drang er mit seiner unwiderstehlichen Kraft und Gewandtheit auf die Angreifer ein.

»Halten Sie sich gut!« sagte er und schlug auf die Lakaien los, die sich sogleich schimpfend und zum Theil blutend zerstreuten.

Als d'Artagnan sich nach dem Unbekannten umsah, dem er so rechtzeitig zu Hilfe gekommen war, erblickte er nur einen auf der Erde liegenden regungslosen Körper.

Die Nacht war finster, der Mond war von Wolken verhüllt und man konnte kaum einige Schritte weit sehen.

»Er ist nicht todt,« sagte d'Artagnan, nachdem er die Hand auf die Brust des Unbekannten gehalten hatte. »Lieber Champagne,« setzte er ihn aufhebend hinzu, »er ist nicht schwer; trage ihn nach Hause und nimm Dich seiner an. Wenn's nöthig ist, wecke Herrn Fleuron.«

Champagne nahm den Unbekannten auf den Arm und trug ihn fort.

Als er kaum an der Ecke der Rue des Petits-Champs verschwunden war, that sich eine kleine Thür in der Gartenmauer auf.

»Sind Sie es?« flüsterte eine feine Stimme.

»Ja,« antwortete er, ohne sich zu besinnen.

»Kommen Sie.«

Er trat in den Garten; eine kleine Hand faßte die seinige und zog ihn auf die Gebäude zu.

Er ließ sich willig führen; er dachte mit Entzücken: Der Cardinal wollte mich aus der Welt schaffen; aber jetzt verzeih ich ihm. Morgen mag er mich in Stücke hauen oder in das Verließ der Bastille werfen lassen!

* * *

In den Gemächern der vornehmen Damen geht die Sonne nach Belieben auf, Vorhänge und Fensterläden verwehren dem ersten Mogenstrahl den Eintritt. So ging auch d'Artagnan, der den Dienern im Palais Mazarini wohlbekannt war, ganz frei und offen durch die Vorzimmer. Nachdem er der Vorsicht halber einige Umwege gemacht hatte, ging er mit der Zuversicht eines Cavaliers, der jeder-

zeit Zutritt bei dem Cardinal hat, die Treppe hinunter ungehindert auf die Straße.

Er entfernte sich langsam, mit stolzer Haltung, aber seine finstere Stirn schien eine gewisse Unruhe zu verrathen. Als er dreißig Schritte gemacht hatte, sah er sich um und warf einen Blick auf die Fenster dieses Palastes, welcher sein ganzes Glück enthielt.

Plötzlich stand er betroffen still. Auf einem kleinen Balcon des Zwischenstocks sah er eine weibliche Gestalt.

Diese war mit einem weiten rosenfarbenen Domino bedeckt. Der Kopf ruhte auf einem Arme, der auf dem Balcongeländer lag. Das Gesicht konnte man nicht sehen; aber unter der Capuze wallten üppige blonde Locken hervor.

Sie schlief.

D'Artagnan war keinen Augenblick in Zweifel.

»Sie ist's!« sagte er zu sich, und es war ihm als ob ihm eine eiserne Hand das Herz zusammendrückte. »Sie hat mich diese ganze Nacht auf dem Balcon erwartet! O, wer war denn die Andere?

Der Chevalier eilte ganz trostlos nach Hause.

»Herr Chevalier,« sagte Champagne, als er seinen Herrn einließ, »wenn Sie wüßten —«

»Was ist denn geschehen?«

»Der Mann, — den ich hierher getragen!«

»Ist er todt?«

»Nein, aber —«

Das Gesicht des braven Dieners drückte so viel Angst und Schrecken aus, daß d'Artagnan ihn auf die Seite schob und in sein Zimmer eilte.

Der Unbekannte, den er in der Nacht befreit hatte, lag auf seinem Bette.

»O, der König!« sagte d'Artagnan.

Und er trat vorsichtig näher, um zu sehen, ob der junge Monarch verwundet sei; aber dieser erwachte.

»Der Chevalier d'Artagnan!« rief er erfreut.

»Ja, Sire, und zwar ganz erstaunt und erschrocken.«

»Worüber denn? ich habe hier sehr gut geschlafen. Ihr Diener ist ein exemplarischer Mensch; er hat mich sehr sorgfältig gepflegt, und ich wünsche Ihnen Glück, Chevalier, daß Sie einen so vortrefflichen Diener haben.«

»Euer Majestät sind zu gnädig, aber —«

»Sagen Sie, Chevalier, was Sie auf dem Herzen haben.«

»Darf ich mir die Frage erlauben, durch was für ein Zusammentreffen von Umständen —«

»Ich befand mich um zwei Uhr Nachts in der Rue Vivienne. Wie ich dahin gekommen bin, ist mein Geheimniß; aber aus einigen Aeußerungen Ihres Dieners schließe ich, daß der Angriff, dessen Gegenstand ich war, nicht mir zugedacht war.«

»Ich glaube es auch, Sire. Es gibt freilich in Paris viele Diebe und Vagabunden, und es wäre doch möglich, daß der Zufall —«

»Der Zufall?« erwiederte der König. »Wie erklären Sie den lauten Pfiff und die Worte: Er ist's? Es war offenbar ein verabredetes Zeichen, denn man griff mich so schnell an, daß ich kaum Zeit hatte den Degen zu ziehen.«

»Den Pfiff habe ich auch gehört, Sire, aber sonst nichts.«

»Und Ihr tapferer Degen, Chevalier, hat mich dieser Verlegenheit entrissen. Ich werde es Ihnen nicht vergessen, das verspreche ich Ihnen.«

»Sire —«

»Reden Sie, Chevalier,« sagte der König, als er die Zurückhaltung d'Artagnan's bemerkte.

»Sire, wir leben in einer höchst sonderbaren Zeit, und so wie man einen Preis auf den Kopf eines Cardinals setzen konnte, wäre es auch möglich, daß man für den Kopf eines Königs eine große Summe Geldes versprochen.«

»Glauben Sie, Chevalier, daß der Prinz von Condé oder der Prinz von Conti so frevelhaft —«

»Sire, der Prinz von Conti gehört bereits Sr. Eminenz. Condé hingegen streckte einst schon die Hand nach der Königskrone aus.«

»Ja, ich weiß es,« antwortete Ludwig, »und wenn ich daran denke, steigt mir die Zornglut in's Gesicht. — Helfen Sie mir, Chevalier, ich will aufstehen und mich in's Louvre begeben. Der Criminallieutenant soll schleunigst die nöthigen Nachforschungen anstellen.«

»Sire,« erwiederte aber d'Artagnan, »halten zu Gnaden, ich kann die Ansicht Ew. Majestät nicht theilen.«

»Erklären Sie sich.«

»Sire, ich habe seit zehn Jahren den schlüpfrigen Boden des Hofes betreten und viele Intriguen errathen. Gott gebe, daß ich mich irre, aber ich vermuthe hinter dem Abenteuer dieser Nacht ebenfalls eine Intrigue, und wenn Ew. Majestät erlauben, werde ich das Räthsel lösen.«

»Wie? —«

»Sire, man wird jetzt sehr besorgt im Louvre sein; Ihr Verschwinden kann nicht verheimlicht werden, denn eine

Abwesenheit dieser Art pflegt nicht so lange zu dauern. Wahrscheinlich werden Ew. Majestät überall gesucht, und es würde sich gerade jetzt leicht ermitteln lassen, ob der nächtliche Angriff wirklich der geheiligten Person des Monarchen galt.«

»Glauben Sie, Chevalier, daß die Anstifter sich eines Majestätsverbrechens schuldig gemacht haben?«

»Nein, gewiß nicht, Sire, wenn dieser Angriff die Folge Ihrer Promenade ist; aber wenn andere Personen, den Zufall benutzend, sich den Weg zum Throne hätten bahnen wollen —«

»Der Prinz von Condé haßt mich,« unterbrach der König; »aber er würde gewiß nicht —«

»Bis zum Königsmorde gehen, ich will es glauben, Sire. Aber der Prinz von Condé ist nicht blos ein großer General, sondern auch ein großer Casuist, — und er könnte eine That, welche ich mit allen loyalen Edelleuten für Königsmord erklären würde, als einen gewöhnlichen Mord betrachten.«

Ludwig XIV. erröthete, denn der Protest Condé's gegen seine Geburt war ihm nicht unbekannt.

»Was wollen Sie thun?« fragte er.

»Sire, erweisen Sie Ihrem unterthänigsten Diener noch höchstens zwei Stunden die Ehre, in seiner Wohnung zu weilen, und ich werde die Wahrheit ermitteln.«

»Wo wollen Sie sie erfahren?«

»Ueberall, wo ich vermuthe, daß sie sich verbirgt.«

»Gut, so gehen Sie, Chevalier, und kommen Sie bald wieder,« sagte der König und reichte ihm die Hand zum Kuß.

D'Artagnan ging gerades Weges zum Palais Maza-

rin und lächelte, als er sah, wie eine Menge Edelleute mit bestürzter Miene kamen und gingen; wie Staffetten zu Pferde stiegen und der Hof mit allen Gardisten des Cardinals angefüllt war. Aber Mazarin war im Louvre, d'Artagnan begab sich sogleich dahin.

Er suchte Frau von Motteville auf und ersuchte sie dringend, ihn sogleich bei der Königin und dem Cardinale zu melden, da er eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Er setzte sogar hinzu, daß es sich um das Wohl des Staates handle.

Die Hofdame meldete den Chevalier.

»Der Chevalier d'Artagnan!« sagte der Cardinal höchst erstaunt. »Er muß warten, wenn er mich sprechen will!«

»Er behauptet, Monseigneur, daß er Ihrer Majestät eine höchst wichtige Mittheilung zu machen habe.«

»Ihre Majestät kann nicht den ersten besten Edelmann empfangen.«

»Er setzte hinzu, Monseigneur, daß es sich um das Wohl des Staates handle,« sagte die Hofdame.

»Führen Sie ihn herein,« befahl die Königin.

»Madame —« entgegnete der Cardinal.

»Sehen Sie denn nicht, Herr Cardinal, daß er uns Nachricht vom Könige bringen will?«

D'Artagnan erschien sehr erfreut.

Er hätte diese Zusammenkunft mit dem Cardinal nicht für alles Gold der Welt gegeben. Aber Mazarin war sehr unruhig und verstimmt, und hätte ihn der Wunsch, über den König etwas zu erfahren, nicht zurückgehalten, so würde er sich eilends entfernt haben, um der gefürchteten Erklärung zu entgehen.

»Madame,« sagte d'Artagnan, sich tief verneigend, »ich bringe Ew. Majestät Nachricht von dem Könige.«

»Sehen Sie wohl!« sagte der Blick, den die Königin dem Minister zuwarf. — »Reden Sie, Chevalier,« setzte sie hinzu.

»Ew. Majestät werden mir gnädigst erlauben, den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Der König ist jung, er hat ein warmes Herz, eine lebhafte Phantasie. Jedermann weiß es, und die tugendhaftesten Damen des Hofes lächeln nachsichtig, so oft als von dieser liebenswürdigen Frühreife des jungen Monarchen die Rede ist. Dies thun jetzt auch Ew. Majestät und Se. Eminenz; ich glaube daher die seiner Person schuldige Ehrfurcht nicht zu verletzen, wenn ich eine kleine Lieblingssünde erwähne, welche der strengste Beurtheiler gewiß dem in seinen Adern fließenden südlichen Blute und dem Thatendurst der uns jetzt feindlichen Nation, welcher er großentheils seinen Ursprung verdankt, zuschreiben würde. In Spanien ist es Sitte, Abends mit der Guitarre unter den Balcon der Damen zu gehen, um ihre Tugenden und ihre Schönheit zu besingen. Das hat Se. Majestät in dieser Nacht gethan.«

»Wissen Sie das gewiß, Chevalier?«

»Ich habe es gesehen, Madame.«

»Fahren Sie fort,« sagte die Königin, welche die Verlegenheit des Cardinals bemerkte.

»Die von Sr. Majestät ausgezeichnete Dame steht unter Vormundschaft oder in der Gewalt eines Gemals — ich glaube, daß sie vermält ist. Der Gemal, — eine bei Hofe sehr angesehene Person, — scheint diese Ständchen

nicht gern zu sehen; er hat sich vorgenommen, denselben nöthigenfalls mit Gewalt ein Ende zu machen.«

»Was sagen Sie da?« unterbrach Mazarin erblassend.

»So wurden denn in der letzten Nacht unweit eines gewissen Balcons einige Leute aufgestellt, und ein gewisser Guitarrespieler wurde das Opfer seiner Unbesonnenheit.«

»O Himmel!« rief die Königin — »Ist es möglich! — Er war's also — mein Sohn! —«

»Ich bin so glücklich zu versichern, daß Se. Majestät durchaus keinen Schaden genommen. — Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Angriff einem Andern zugedacht war; denn der König ist von den Lakaien des — Eifersüchtigen, die ihn nicht erkannten, gefangen genommen worden.«

»Es ist ein Glück,« sagte die Königin, »daß die Lakaien keinen strengen Befehl erhalten hatten.«

»O, das ist gewiß geschehen, Madame, es ist nicht zu bezweifeln. Es gibt Liebende, die man im Gefängniß schmachten läßt oder aus der Welt schafft. Ich kenne einen, der sich eines Abends zu Dreien, dann zu Zweien, und endlich ganz allein gegen eine furchtbare Bande wehrte — Se. Eminenz wird sich gewiß erinnern, es war am Cours-la-Reine, vor —«

»Wo ist der König gefangen?« fragte Mazarin, dem Chevalier freundlich zuwinkend.

»Vermuthlich in der Bastille.«

»In der Bastille,« sagte die Königin aufgebracht und sah den Cardinal an.

»Es wird wenigstens nicht lange dauern,« erwiederte der Minister, »ich will auf der Stelle —«

»Erlauben Sie, Monseignenr. Ich kenne Se. Majestät. Höchstdieselben sind sehr erzürnt und zugleich in großer

Verlegenheit. Der König will hier nicht wieder erscheinen, wenn ich nicht mit einem feierlichen Versprechen zurückkomme —«

»Was für ein Versprechen?« fragte die Königin.

»Kommen Sie denn aus der Bastille, Chevalier?« sagte der Cardinal, dem die ganze Sache unerklärlich vor.

»Monseigneur, ich bin erst vor einigen Tagen herausgekommen, und ich schwöre Ihnen, daß ich lange nicht in die Nähe der furchtbaren Zwingburg kommen werde.«

»Sagen Sie, was für ein Versprechen sollten Sie bringen?« setzte die Königin hinzu.

»Der Eifersüchtige soll sich verbindlich machen, die Person, wer sie auch sei« — d'Artagnan betonte die Worte — »die Person, auf welche es eigentlich abgesehen war, in keiner Weise zu belästigen und keinen Groll gegen sie zu hegen.«

»Dann geben Sie das Versprechen, Monseigneur,« sagte die Königin zu dem Cardinal, der ganz verlegen war.

»Sie haben gehört, Monseigneur,« setzte der Béarner hinzu, »wer sie auch sei.«

»Aber wer bürgt mir dafür, daß der Liebende mir nicht grollen wird?« fragte Mazarin, der den Chevalier mit einer gewissen Unruhe ansah.

»Monseigneur,« antwortete d'Artagnan mit Würde, »dieser Liebende — Sie selbst nennen ihn so — ist ein Mann von Ehre, und Sie werden aus Erfahrung wissen, daß es ihm nicht an Entschlossenheit feblt. Er schwört Ihnen, daß er Alles vergessen will.«

Bei diesen Worten warf d'Artagnan dem Cardinal einen so ernsten Blick zu, daß Mazarin innerlich zitterte.

»Ich bin der unwürdigste Diener des Königs,« antwortete Mazarin, »und wenn ich gewußt hätte —«

»Schwören Sie doch, Monseigneur,« wiederholte die Königin ungeduldig; »Sie sehen ja, daß der Chevalier nichts weiter erwartet.«

»Ich schwöre — bei dem Heiland,« sagte Mazarin, die Hand aufhebend, »daß ich gegen die fragliche Person keinen Groll hegen will.«

»Sehr wohl, Monseigneur,« sagte der Chevalier, die Hand des Cardinals fassend; »diese Zusage wird Ihnen von großem Nutzen sein, das verspreche ich Ihnen.«

»Jetzt holen Sie den König, Chevalier,« sagte die Königin, »und überreden Sie ihn, daß wir von Allem, was diese Nacht vorgefallen ist, gar nichts wissen.«

»Sehr wohl, Majestät; aber —

»Was wünschen Sie noch?«

»Ich weiß aus Erfahrung, daß es sehr leicht ist, in die Bastille zu kommen; desto schwerer aber —«

»Hier ist ein Befehl,« sagte Mazarin, eine Feder nehmend.

»Lassen Sie den Namen offen, Monseigneur — man muß auf Alles bedacht sein.«

»Chevalier, mit einem Blankett kann man das Reich umstürzen.«

»Monseigneur, wenn in dem Blankett nur von der Freiheit eines einzigen Ungenannten die Rede ist, so kann es nicht gefährlich werden; — ich behalte mir vor, den Namen einzuschreiben, wenn's durchaus sein muß.«

»Schreiben Sie, Monseigneur,« sagte die Königin.

»Der Chevalier d'Artagnan ist ein Ehrenmann, Sie kennen ihn ja.«

D'Artagnan wandte sich zu der Königin und dankte ihr mit einer Thräne, die in seinem Auge glänzte.

»Hier ist der Befehl, d'Artagnan,« sagte der Cardinal und reichte ihm einen jener furchtbaren lettres de cachet, welche durch sein und der Königin Unterschrift, sowie durch das königliche Siegel Gesetzeskraft erhielten.

Der Chevalier wollte sich entfernen, aber Mazarin hielt ihn zurück und öffnete eine Seitenthür.

»Kommen Sie, d'Artagnan, gehen Sie dort hinaus. Es gibt zu viele Leute, die Ihre Handlungen beobachten.«

»Ich kenne die Leute, Monseigneur,« sagte der Béarner lächelnd.

»Ich will ihnen befehlen, Sie künftig in Ruhe zu lassen.«

D'Artagnan setzte sich in einen Hofwagen und fuhr zur Kirche Saint-Merri. Er stieg vor dem Haupteingange ab, ging durch die Kirche, verließ dieselbe schnell durch eine kleine Seitenthür und eilte nach Hause.

»Nun, wie steht's, Chevalier?« fragte ihn der König, der vor einem guten Frühstück saß und deutliche Beweise seines gewaltigen Appetits gab, den er sein ganzes Leben lang behielt.

»Der Angriff in dieser Nacht war keineswegs auf Ew. Majestät gemünzt.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ganz gewiß, Sire; ich weiß sogar, wem die Degenstöße zugedacht waren.«

»Wem denn?«

»Mir.«

»Und wissen Sie, wer die Bande gegen Sie hetzen wollte?«

»Ich glaube, Sire, daß es dieselbe Person ist, welche Ew. Majestät für den Anstifter gehalten haben würden, wenn das Attentat Ihnen gegolten hätte.«

»Erklären Sie sich,« sagte der König erröthend.

»Sire, ich fürchte —«

»Reden Sie, Chevalier, ich will es.«

»Ich bitte unterthänigst um Verzeihung; mein Herz hat, ohne es zu wissen und zu wollen, an dem Herzen meines Königs ein Beispiel genommen und seine Huldigungen —«

»Was sagen Sie da, Chevalier?« sagte der König aufstehend und mit zornglühenden Augen.

»Sire, die Person, welche ich liebe —«

»Weiter! was wollen Sie sagen?«

»Sire, ich versichere bei meiner Cavalierehre, daß sie weder Maria noch Olympia Manc —«

»Gut, Chevalier,« unterbrach der König und reichte ihm die Hand. »Ich verlange ihren Namen nicht zu wissen. — Kommen Sie.«

Sie begaben sich in die Kirche Saint-Merri; und als sich der König in den Wagen gesetzt und den Chevalier eingeladen hatte, ihm gegenüber Platz zu nehmen, fragte ihn d'Artagnen wohin er fahren wolle.

»Zum Palast Mazarini,« antwortete der König.

XVIII.

Wo von der Wiedererrichtung der Musketiere die Rede ist.

Es entstand eine große Bewegung im Palaste, als die Kutsche in den Hof fuhr und der junge Monarch in Begleitung des Chevalier d'Artagnan ausstieg.

Zur größten Verwunderung Aller, die es sahen, nahm Ludwig XIV. den Arm seines Befreiers und ging mit ihm die Treppe hinauf.

Der Cardinal empfing Se. Majestät mit der herzlichsten Freude.

»Monseigneur,« sagte der König zu ihm, »ich wünschte schon längst Ihre Gallerien zu besuchen; es sollen wahre Schätze darin sein.«

»Alles was hier ist, gehört Ew. Majestät,« antwortete der Cardinal in der Freude seines Herzens, — »Personen, Gemälde, Statuen.«

»Größtentheils von Rom bezogen?« fragte der König lächelnd.

»Ja, Sire.«

»Vor Allem, Monseigneur,« sagte der König, der d'Artagnan's Arm noch nicht losgelassen hatte, »wünsche ich mit Ihnen über die Wiedereinrichtung der Musketiercompagnieen zu sprechen, welche meine Mutter aufgelöst hat,

um Ihnen gefällig zu sein und insbesondere um Herrn von Tréville, der Ihnen einige Schwierigkeiten in den Weg legte, aus dem activen Dienste zu entfernen.«

»Sire, ich bin bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen; der Plan ist längst entworfen.«

»Das freut mich. Ich wünsche von den schönen, ritterlichen Edelleuten umgeben zu sein, welche auf die Regierung meines seligen Vaters so viel Glanz geworfen haben. Die Musketiere sollen meine Leibgarde sein und ich selbst will ihr Capitän werden.«

»Ich werde nicht ermangeln, Ew. Majestät einzuschreiben.«

»Das versteht sich. — Aber die erste Compagnie soll einen Befehlshaber bekommen, auf den ich wie auf mich selbst zählen kann.«

»Sire, ich habe schon daran gedacht und hatte mich schon der Hoffnung hingegeben, daß Ew. Majestät meine Wahl gutheißen werden, — um so mehr, da es sich von einem Ihrer Gespielen handelt.«

»Sie meinen Ihren Neffen Philipp Mancini?« erwiderte der König, der nun den Arm d'Artagnan's losließ.

»Ja, Sire.«

»Es ist wahr, ich habe es Ihnen versprochen,« sagte der König verdrießlich; »aber Philipp ist noch sehr jung.«

»Er ist in gleichem Alter mit Ew. Majestät.«

»Ich will Ihnen sagen, Herr Cardinal, wie die Sache zu ordnen ist. Merken Sie wohl, denn es ist mein Wille.«

»Ich höre, Sire.«

»Philipp wird Capitänlieutenant der Musketiere, da ich es einmal versprochen habe; aber der Lieutenant soll ein

Mann sein, der mir treu ergeben ist, dem ich zu jeder Stunde mein Leben anvertrauen kann, der seine Tapferkeit bewährt hat, und zumal die Ehre über Alles setzt.«

Bei diesen Worten sah Ludwig XIV. den Béarner forschend an, und zufrieden mit dem stolzen, kriegerischen Ausdrucke seines Gesichts, wandte er sich wieder zu dem Minister.

»Bezeichnen Sie diesen Edelmann, Sire,« sagte der Cardinal etwas verlegen.

»Hier steht er,« sagte der König, indem er d'Artagnan die Hand reichte.

»O, ich danke, mein König!« antwortete der Chevalier, der ein Knie beugte und die Hand küßte.

»Sehr wohl, Sire,« erwiederte der Cardinal, der seinen Aerger nicht ganz verbergen konnte.

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan lächelnd zu dem Minister, »ich werde nie vergessen, daß Sie mir die Mittel an die Hand gegeben, die Gnade Sr. Majestät zu verdienen.«

»Lieber Monsou d'Artagnan,« antwortete Mazarin lachend, »ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich Ihres Glückes herzlich freue. Die hunderttausend Livres, welche Ihre Ausrüstung kostet, nehme ich auf mich.«

»Mein Cousin,« sagte der König, den Arm des Cardinals nehmend, »Sie sind der galanteste Mann, den ich kenne; ich hätte es nicht besser machen können. — Jetzt zeigen Sie mir Ihre Gemälde. — Herr Chevalier d'Artagnan,« setzte er hinzu, »wir erwarten Sie.«

Dieser Auftritt hatte in einiger Entfernung von den Hofleuten und Cavalieren stattgefunden, welche in den Salons des Cardinals versammelt waren. Keiner der Anwe-

senden zweifelte an der Gunst, die dem braven Chevalier zu Theil wurde. Alle drängten sich um ihn und beglückwünschten ihn. D'Artagnan war offen und höflich gegen Jedermann, und ohne einen übertriebenen Stolz zu zeigen, wußte er sich der Glückwünschenden zu entledigen, um der Weisung des Königs zu folgen.

Als er durch einen Salon ging, welchen der König und der Cardinal in Begleitung der beiden Fräuleins Mancini eben verlassen hatten, begegnete ihm Anna Maria.

Er stand wie versteinert vor dieser Erscheinung, welche plötzlich das Gefühl der Reue in ihm weckte.

»Chevalier,« sagte sie, heiter auf ihn zutretend und ihm die Hand reichend, »verzeihen Sie mir. Ich war sehr thöricht, ich dachte nicht an die möglichen Folgen des Stelldichein. O, ich habe mich recht gefürchtet! —«

»Wie, mein Fräulein?«

»Ja, ich wollte Ihnen aus meinem Fenster einen Schlüssel zum Garten zuwerfen, ich wollte Sie sprechen — Sie bitten, den König zu warnen. Aber die Leute, welche wahrscheinlich Ihnen auflauern sollten, machten es unmöglich. Ich war anfangs in der schrecklichsten Besorgniß. — Zum Glück hat Ihr tapferer Degen wie immer alle Schwierigkeiten beseitigt. Ich sah, wie der König fortgetragen wurde; ich glaubte, Sie würden ebenfalls fortgeschleppt und wieder in die furchtbare Bastille geworfen. Da erst erkannte ich die ganze Größe meines Fehlers. — Ich wollte um Hilfe rufen, um Sie zu befreien; aber meine Kräfte schwanden, ich fiel auf meinem Balcon in Ohnmacht. — Als ich wieder zur Besinnung kam, war es heller Tag, und ich

wollte eben zu Ihnen schicken, als ich Sie kommen sah — da athmete ich erst wieder frei auf.«

»Mademoiselle,« erwiederte d'Artagnan, »seit meiner Entlassung aus der Bastille habe ich zum ersten Male den Degen gezogen; aber ich gestehe ohne Beschämung, daß ich glaubte, meine letzte Stunde sei gekommen. — O, zürnen Sie mir nicht, ich bin ein Egoist, ich sehe nur mich, und ich gab mich der Hoffnung hin —«

»Chevalier, Sie wissen, daß ich mich mit dem Prinzen von Conti vermäle; machen Sie nicht, daß ich dieses Opfer bereue.«

»Ein Opfer! — Sie vermälen sich mit dem Prinzen! — Ihr Wille ist also nicht frei?«

»Ich habe es geschworen,« antwortete Anna Maria mit tiefem Schmerz.

»Geschworen!«

»Ja, bei der Madonna, und ich bereue es nicht, denn diesem Schwur haben Sie — haben Sie Leben und Freiheit zu danken.«

»O, mir bringen Sie also dieses Opfer!« erwiederte d'Artagnan mit Entsetzen. »Sie hätten mich in meinem Kerker verschmachten lassen sollen; es wäre für mein Herz tausendmal süßer gewesen, als in Ihnen die Gattin eines Mannes zu sehen, der, obgleich ein Prinz, Ihrer nicht würdig ist.«

»Charles, ich habe mich den Staatsrücksichten gefügt. — Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen andern Wunsch hatte, als die Frau eines schlichten Edelmannes zu werden, und wäre er auch arm, und hätten wir auch in seinen heimatli-

chen Bergen leben müssen. Gott hat es anders beschlossen, ich werde eine Prinzessin.«

D'Artagnan war außer sich, er sank schluchzend auf die Knie.

»Eine Prinzessin!« setzte Anna Maria mit dem Ausdruck tiefer Verachtung hinzu. »Aber ich schwöre Ihnen, Charles, daß ich Ihnen angehöre bis mein Herz aufhört zu schlagen!«

»Engel des Himmels!« sagte d'Artagnan und faßte die schöne Hand, welche sie ihm reichte, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Plötzlich schien es ihm, als ob weiche Locken seinen Kopf berührten — nein, es war keine Täuschung, er fühlte einen würzigen Athem — einen leisen Kuß auf seiner Stirn.

Er schloß die Augen, und als er sie wieder aufschlug, war er allein, mitten im Salon auf den Knien — er wußte nicht, ob er wachte oder das Spielwerk eines lieblichen Traumes war.

Er stand wankend auf und begab sich zum Könige.

Mazarin, der große Kunstkenner, war wie umgewandelt, wenn er Anderen seine Gallerie zeigte; er ward ganz begeistert und erklärte mit außerordentlicher Geduld die tausend Schönheiten seiner Kunstschätze. Ludwig XIV., der indeß später in diesem Punkte sein würdiger Zögling ward, widmete seinen Erklärungen nur geringe Aufmerksamkeit, — er war mit den Nichten des Cardinals beschäftigt, zumal mit Maria Mancini, welche seinen Arm genommen hatte.

Olympia hatte es gar nicht bemerkt.

Sie war tief in Gedanken.

»Ei, Herr Chevalier,« sagte der König, als er d'Ar-

tagnan in der Gallerie erscheinen sah, »wie mir so eben der Cardinal sagt, wollen Sie sich mit der Gräfin Flavimont vermälen?«

»Sire —« sagte d'Artagnan erröthend.

»Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Chevalier, die Gräfin ist eine sehr liebenswürdige Dame, dazu sehr reich, schön —«

»Sire,« unterbrach Anna Maria, »ich bezweifle, daß der Herr Chevalier sich jemals mit der von Ew. Majestät erwähnten Dame vermälen wird.«

»Warum nicht?« fragte der junge Monarch lächelnd.

»Weil die Gräfin Flavimont vor acht Tagen in das Kloster der Carmeliterinnen zu Pontoise getreten ist.«

»Sie wird das Kloster wieder verlassen. In acht Tagen hat sie nicht Zeit gehabt, sich sehr darin zu gefallen.«

»Sire, die Gräfin Flavimont ist jetzt nur noch die Schwester Clara; das Noviziat ist ihr erlassen worden, sie hat gestern den Schleier genommen.«

»Nun, es gibt an meinem Hofe noch andere Frauen für den Chevalier, und ich kenne eine —«

Maria Mancini drückte den Arm des Königs so stark, daß dieser schwieg.

»Sire,« erwiederte der Cardinal, »ich werde schon eine gute Partie für den Chevalier finden.«

»Ein Lieutenant der Musketiere,« sagte der König, »hat den Rang eines Obersten. In zwei Jahren ist der Chevalier General, in acht bis zehn Jahren Marschall von Fraukreich; er ist also eine schöne Partie, Monseigneur.«

»Ja, Sire,« antwortete der Cardinal. — »Aber da ist ein Gemälde von dem herrlichen Correggio, Sire, ich

empfehle es Ihrer Beachtung. — Es ist die Vision der heiligen Katharina von Siena. — Bewundern Sie, Sire, die Hände zumal, die Hände!«

»Die Hände der Heiligen sind wirklich ausgezeichnet schön,« sagte der König.

In diesem Augenblicke kam ein neuer Besucher in die Gallerie.

»Ei, da ist der Herzog von Savoyen!« rief Ludwig. »Kommen Sie doch, Vetter, und bieten Sie der schönen Olympia Ihren Arm. Sie geht so unsicher und scheint so zerstreut zu sein, daß zu fürchten ist, sie könne mit der Stirn an eines der wundervollen Gemälde des Herrn Cardinals stoßen.«

Der junge Prinz, den Mazarin durchaus Graf von Soissons nennen wollte, trat schnell näher und bot Olympia Mancini den Arm. Sie nahm ihn, ohne zu wissen was sie that.

Abends im Louvre war nur von zwei Dingen die Rede; aber es waren zwei wichtige Ereignisse.

Erstens erzählte man, daß der Prinz von Conti binnen zwei Tagen ankommen werde.

Zweitens sprach man von dem Abenteuer des Königs, von seinem Verschwinden, von seinem unerwarteten Erscheinen vor der Kirche Saint-Merri in Begleitung d'Artagnan's.

Die Herzogin von Châtillon ermangelte nicht, über das Abenteuer des jungen Königs ihre beißenden Bemerkungen zu machen und die Vermuthungen auf eine der beliebtesten Hofdamen zu lenken.

Maria Mancini wußte das Geschwätz nicht zu erklären; aber Anna Maria flüsterte ihrer Cousine Olympia zu:

»Der Chevalier d'Artagnan hat den König gerettet, dem deine Unbesonnenheit beinahe das Leben gekostet hätte.«

»Was sagst Du da?«

»Ich habe von meinem Balcon Alles gesehen.«

»Du hast gesehen!« stammelte Olympia mit einem Schrecken, den sie nicht zu bewältigen vermochte.

»Der König ist den Meuchlern glücklich entkommen und hat die ganze Nacht in der Wohnung d'Artagnan's zugebracht.«

Olympia Mancini erblaßte und stützte sich auf den Arm ihrer Cousine, dann schloß sie die Augen und fiel in Ohnmacht.

XVIII.

Schluß.

D'Artagnan hatte seit dem Begräbniß der armen Gabriele nichts von Louis Vigé gehört. Eines Morgens, als er erwachte, sah er ihn vor seinem Bette. Der Poet trug immer noch seine fadenscheinigen Kleider; aber seine Gesichtszüge drückten mehr als die gewohnte Schwermuth aus, sie trugen das Gepräge tiefen Schmerzes, und in seinem ganzen Wesen herrschte eine gewisse Niedergeschlagenheit, welche dem Scharfblick des Chevaliers nicht entging. Aber da er die Ursache kannte, so fragte er nicht darnach und reichte ihm blos die Hand.

Der Poet ließ jedoch dieses freundliche Entgegenkommen unerwiedert.

»Ei, was fehlt Ihnen denn, lieber Freund?« fragte d'Artagnan theilnehmend.

»Herr Chevalier,« antwortete Vigé ernst und feierlich, »ich ersuche Sie, sich mit mir zu schlagen.«

»Mit Ihnen!« erwiederte der Chevalier lachend. »Sind Sie toll, lieber Louis?«

»Herr Chevalier, Sie sind die Ursache von allem Unglück, das mir widerfahren ist. Einer von uns Beiden ist zu viel auf der Welt.«

»Sie scherzen, Louis.«

»Nein, ich scherze nicht,« erwiederte der Poet aufstehend. »Ich will in den Salon treten, um Ihnen Zeit zum Ankleiden zu lassen.«

»Ei, ich sehe jetzt erst, daß Sie einen höchst respectablen Degen an Ihrer Seite hängen haben.«

»Sie werden bald sehen, daß er in meiner Hand nicht zittern wird.«

»Es ist also wirklich 'Ihr Ernst?«

Vigé antwortete nicht und ging in den Salon.

D'Artagnan zog schnell seine Beinkleider an und kam ihm lachend nach; aber Vigé sagte mit eisig kaltem Tone zu ihm:

»Herr Chevalier, ich bitte Sie, kleiden Sie sich schnell an, ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»Sie wollen sich also mit mir schlagen?«

»Ich glaube es Ihnen schon gesagt zu haben.«

»Es ist ein Unsinn! ich bin ja Ihr bester Freund —«

»Ich habe die Sache seit einigen Tagen in Erwägung gezogen, und bin nicht davon überzeugt,« antwortete Vigé.

»Ich schlage mich nicht mit Ihnen.«

»Chevalier, Sie stehen in dem schönsten Rufe der Tapferkeit, lassen Sie mich nicht vermuthen, daß dieser Ruf ungegründet sei.«

»Ha! ha! ha!« lachte d'Artagnan, »Sie wollen mich erzürnen, aber es wird Ihnen nicht gelingen.«

»Ich werde Sie zwingen den Degen zu ziehen.«

»Ich würde Sie tödten, Verblendeter!«

Vigé richtete sich auf und aus seinem Auge schien ein neuer Hoffnungsstrahl zu leuchten. Aber d'Artagnan verstand den Blick.

»Gut,« erwiederte er nach einigem Besinnen, »ich will mich mit Ihnen schlagen; aber unter der Bedingung, daß der Kampf hier und augenblicklich stattfindet.«

»Sie kommen meinen Wünschen zuvor,« sagte Vigé und zog den Degen.

D'Artagnan nahm den ersten besten Degen, trat dem seltsamen Gegner auf einige Schritte nahe und legte sich sogleich aus.

Vigé folgte seinem Beispiel, so gut er konnte, und die Klingen kreuzten sich.

Der Chevalier aber, statt den Poeten anzugreifen, machte mit seiner Klinge eine rasche schlangenförmige Bewegung, welche dem Andern den Degen entwand.

Die in der ungeübten Hand ohnmächtige Waffe fiel zu Boden.

»Louis,« sagte d'Artagnan, der den Fuß auf den Degen stellte, »Sie suchen den Tod!«

»Nun ja, ich bin des Lebens überdrüssig,« antwortete der Poet die Augen niederschlagend.

»Wie kindisch! — Haben Sie denn Ihren heitern Muth, Ihre Sorglosigkeit und Lebenslust ganz verloren? Sind Sie denn nicht mehr der willensstarke, unternehmende junge Mann, den ich so liebgewonnen? — Was! weil Ihre Liebe unerwidert blieb, wollen Sie — Louis, der Zweck des Lebens ist keineswegs die Befriedigung unserer Wünsche und Launen; wir müssen unsere Leidenschaften zu bekämpfen, zu besiegen wissen; nur so bekommt man Achtung vor sich selbst, nur so erhebt man sich aus dem vorübergehenden Kummer, den Enttäuschungen oder vereitelte Hoffnungen verursachen. — Louis, Sie müssen stark sein, wie ich. Sie haben noch viele Jahre zu leben, Sie können noch viel vollbringen.«

»Ei! was soll ich denn jetzt thun?«

»Werden Sie Soldat.«

»Soldat!«

»Sie wollen sterben? Ich will Ihnen bei dem nächsten Feldzuge die Gelegenheit dazu verschaffen.«

»Das läßt sich hören,« erwiederte Vigé, der diesen Gedanken begierig aufgriff.

»Doch es fällt mir ein,« setzte d'Artagnan hinzu, »wenn ich nicht irre, erben Sie durch den Tod Barada's ein schönes Vermögen.«

»Das ist wahr, ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll,« antwortete Vigé. »Mein Gott, warum mußte es gerade mir zufallen!«

»Hören Sie, Louis. Ich habe mit dem Könige und dem Cardinal neue Musketiercompagnien zu bilden; Sie können eintreten, wenn Sie sich als Edelmann auszuweisen vermögen; reich genug sind Sie dazu.«

»Von Seiten meiner Mutter gehöre ich dem Hause Montbarry an.«

»Das genügt. Es bleibt also dabei, Sie gehen unter die Musketiere. Und vor Allem keine Todesgedanken.«

Der Poet und der Chevalier söhnten sich beim Frühstück vollends aus.

Als Abends die Ankunft des Prinzen von Conti für den folgenden Tag gemeldet wurde, bat d'Artagnan den Cardinal um Urlaub zu einer Reise an's Meer.

»Sie können nach Nantes reisen,« erwiederte der Cardinal; »Sie wissen, daß Herr von Gondi in der dortigen Festung gefangen ist.«

»Und was soll ich dort thun, Monseigneur?«

»Ich habe erfahren, daß Herr von Gondi mit Hilfe des Herzogs von Brissac einen Fluchtplan entworfen hat.«

»Und die Flucht soll ihm vereitelt werden?« fragte d'Artagnan mit pfiffigem Lächeln.

»Im Gegentheil,« sagte ihm Mazarin ins Ohr.

»Verstanden, Monseigneur.«

Anna Maria Martinozzi erschien den ganzen Abend nicht.

Als d'Artagnan sich bereis entfernen wollte, stand er in einem entlegenen Salon plötzlich vor der brünetten Olympia Mancini.

Ihr Gesicht war blaß und zeigte die Spuren des tiefsten Schmerzes und zugleich eines heftigen innern Kampfes.

»Herr Chevalier,« sagte sie zu ihm, »Sie sagten mir einst — es ist mehr als ein Jahr her — Sie würden das Leben für mich lassen.«

»Ja, mein Fräulein.«

»Ich will Sie beim Wort nehmen,« setzte Olympia leise hinzu. »Es gibt einen Mann, über dessen bloßen Anblick ich erröthen könnte wenn ich ihm jemals gegenüberstände. Ich kenne ihn nicht, aber Sie müssen mir ihn auffinden, Chevalier, und er muß sterben.«

»Ich verlange nicht zu wissen,« erwiederte d'Artagnan, »was er verbrochen hat; aber wenn er unschuldig wäre? — wenn er sich nur einen Irrthum vorzuwerfen hätte —«

»Ei, mein Gott!« sagte Olympia, ihr Gesicht verhüllend.

»Glauben Sie mir, mein Fräulein, Sie werden vielleicht einst seiner treuen Dienste bedürfen.«

»Was sagen Sie?« fragte sie, ihn betroffen ansehend.

»Dieser Irrthum hat ihm vielleicht die einzige glückliche Stunde seines Lebens gewährt. Lassen Sie ihn leben mit einer Erinnerung — und überdies weiß er ja nicht gewiß, ob es nicht ein Traum ist.«

»Sie kennen ihn, Chevalier?« sagte Olympia schaudernd.

»Ja, ich allein in der Welt. Niemand soll ihn kennen, wenn Sie wollen — ich bin bereit —«

»Still!« sagte Olympia, sich abwendend. — »Still!« sagte sie noch einmal und reichte ihm die Hand, welche d'Artagnan ehrerbietig küßte.

* * *

Anna Maria vermälte sich am 21. Februar 1654 zu Compiègne mit dem Prinzen von Conti. Die schöne blonde Braut trug, wie die »Gazette« berichtet, ein schwarzes Sammtkleid.

Der Cardinal ernannte den Prinzen, seinen nunmehrigen Neffen, zum Gouverneur von Guienne und zum Befehlshaber der Armee von Catalonien. Seiner Nichte ließ er zu Paris am Quai Malaquais, an der Stelle, wo sich jetzt die Gallerien der Kunstschule befinden, ein prächtiges Hotel bauen.

Olympia Mancini wurde bald nachher die Gemalin des Herzogs von Savoyen und nahm den Titel einer Gräfin von Soissons an. Sie ward die Mutter des Prinzen Eugen.

Der Generallieutenant Graf d'Artagnan, Capitänlieutenant der ersten Musketiercompagnie, fiel zwanzig Jahre später bei der Belagerung von Maestricht im Beisein Ludwigs XIV., der sehr bedauerte, daß er nicht Zeit gehabt, ihn zum Marschall von Frankreich zu ernennen.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.